



Illustriertes Familienblatt. * Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Hefen zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Kains Entsühnung.

Roman von Luise Westkirch.

Rotbraun stand das Heidkraut im Teufelsmoor. Am kaltblauen Himmel jagten zerfetzte schwarze Wolken. Die Birken an den blanken Kanälen singen schon an, goldene Blätter auf die Röhne zu streuen, die hoch mit Torf beladen, allmorgendlich in langen Reihen gen Bremen glitten.

Die Leute, die das Fieber plagte, klagten stärker. Es war keine gute Zeit für die Alten und Schwachen.

Auch in der großen Kolonie Schmalenbeck lag der Vorsteher auf dem Schragen, ein kerniger Siebziger, der sich aufrecht und eigenwillig gehalten hatte bis zur letzten Stunde seines an Arbeit und Mühe reichen Lebens. Und stattlich ward ihm das Begräbnis ausgerichtet. Die Moorleute halten auf Würde im Leben wie im Tode.

Auf allen Feldern war heut Ruh'. In allen Bootschuppen der sechzehn Bauernhöfe des Ortes lagen die schweren Torfkähne untätig an ihren Ketten, und Männer, Frauen und Kinder legten ihr Kirchengewand an, um dem Oberhaupt der Gemeinde die letzte Ehre zu geben.

Auch Janfredrik Holm legte die Mistgabel, mit der er den zwei Kühen hinter den Latten auf der Diele die Streu aufgelockert hatte, in die Ecke, wusch sich im Stalleimer und holte den langen, schwarzen Kirchenrock aus dem Spind in der Stube. Es war ein Dreißiger von echt ostfriesischem Typus. Die Sonne hatte ihm die Haut braun wie Leder gebrannt, überharte Arbeit tiefe Furchen in sein Gesicht gegraben. Das Hellblond seines Haarschopfs war in Wind und Nässe zu einer mißfarbenen Strohschattierung nachgedunkelt, aber unwürdlich blieb ihm der trockene kleine Kopf auf hagerem, breit-schulterigem Körper, die schmale, hoch ansetzende Nase, und mit hartem Herrenblick sahen seine dunkelblauen Augen zwischen ihren langen Wimpern hervor auf Menschen und Dinge.

Janfredrik sah erst im dritten Sommer auf seinem Moorhof, dem letzten in der Kolonie. Er kam von der Geest, ein jüngerer Sohn, der sich mit dem Anerben nicht zum besten vertrag und früh mit karger Abfindung in die Welt geschickt worden war. Die Stadt, die er während seines Militärdienstes fennengelehrt hatte, lockte ihn nicht. Er verdingte sich als Knecht. Zäh, geizig, geduldig, trug er Jahr für Jahr seinen Lohn zu dem geringen väterlichen Erbe auf die Sparkasse, und als die Summe anschwell und die Kolonistenstelle im Moor frei wurde, siedelte er sich an. Sein Kapital reichte zur Anzahlung. Er hatte auch keinen Mitbewerber. Genau

betrachtet, bestand sein Eigentum aus einigen vierzig Morgen Heidkraut und Sumpf mit einem Busch Eichen und Edel-tannen und der Ruine eines Hauses drauf.

Aber Janfredrik mit seinen stählernen Muskeln fürchtete sich vor keiner Arbeit und keiner Entbehrung, wenn sie ihm nur die Herrenfreiheit auf eigenem Grund eintrugen.

Die hatte er nun. Für eines einzigen Menschen Kraft war die Bodensfläche seines Grundbesitzes sogar zu groß. Er fand, daß er gut tun würde, einen Partner zu nehmen.

Auf demselben Hof wie Janfredrik diente Brün Lorenzen, ein Jnstensohn aus Swansen, und die beiden hatten Gefallen aneinander gefunden.

Am dem Abend, als Janfredrik wegen des Moorhofs mit sich einig geworden war, ging er zu Brün Lorenzen in die Kammer und sagte ihm von der Sache, zum erstenmal, denn er war nicht von den Schwachhaften.

Brün Lorenzen zog die Brauen über seinen blauen Augen weit in die Höhe, lauschte aufmerksam und nickte. „Süh' eins. Das is ja fein. Eigen Hof und Haus. Ja, das tu' man. Das is wirklich sehr fein.“

Er seufzte unmerklich. Für ihn war keine Aussicht, daß er je ein Fleckchen davon sein eigen nennen würde.

Da sagte ihm Janfredrik, was noch alles zu schaffen wäre, das Haus neu aufzurichten, das Land neu zu pflügen, die Entwässerungsgräben neu auszuheben, den Torf abzulasteten. „Ist wull man seggen, denn künnt wi Twee jo de Hof in Gemeenschap övernehmen.“

Das Gesicht des jungen Knechts verzog sich zu einem freudigen Lächeln. Aber nach kurzem Besinnen schüttelte er den Kopf. „Wie sollt' das woll angehn, daß ich mit dich zusammen ein Hof übernehm'? Ja, wenn der Mann von mein Schwester, der Karl Swansen, der Lump, nich all' das Büschen, was da von mein' Eltern da war, verjuchheit hätt', — denn wüßt' ich woll nix, was mich lieber wär'. Abers so hat das ja kein Art, denn du bist ein Kapitalist, un ich bin man ein armer Knecht.“

„En Schafskopp büst,“ sagte Janfredrik. „Dahlers sind got, aber alles in de Welt makt Dahlers ool nich. Un dat Moor fruchtbar to maken, dortau hür'n Minichenhänne un Minichenwiet. Versteihst dat? Un dat it di nix schenken doh?“

Aber Brün in seiner bäuerischen Verständigkeit blieb bei seinem Sinn. „Wenn auf ein Wagschal' was liegt un auf

de anner nix, das gibt kein richtig Gewicht, Janfredrik. So'n Partnerschaft is wie ein Wage. Reich un arm kommt da nich miteinander ins Lot."

Janfredrik ging zornig fort, und zwei Tage lang sprach er kein Wort mit dem Kameraden. Dann hatte er einen neuen Plan fertig.

Es wäre was an dem, was Brün Lorenzen sagte, gestand er zu. Sie wollten denn in Gottes Namen ihre Wirtschaft miteinander anfangen. Am Ende des Jahres aber würden sie streng teilen, was sie etwa erwirtschaftet hätten. Brüns Teil solle dann vollständig in das Gut gesteckt werden, für Abzahlungen, Verbesserungen, Neuanschaffungen, und solle ihm gutgeschrieben werden, so lange bis er auf dem Hof ebenso viel von seinem Geld stehen habe wie Janfredriks Anzahlung betrug. Was aber in diesen Jahren Janfredriks Teil war, das solle sein persönliches Eigentum bleiben, das er immer vor seinem Gesellen voraus hätte.

Diesen Vorschlag hatte Brün angenommen. Und an einem Frühlingmorgen waren sie in ihr neues Reich eingezogen. Jeder sein Bündel auf der einen Schulter, und mit der anderen das eine Ende eines mächtigen Balkens stützend, denn das Holzwerk in ihrem Hause war morsch und faul. Sie schleppten aber jeden einzelnen Pfosten auf ihren Schultern von der Geest herunter. Fuhrwerk und Gespann kosteten Geld, das bei ihnen knapp war. Das Herbeischleppen dagegen kostete nur Zeit und Muskelkraft, wovon sie genug hatten.

So trachen sie guten Muts in ihre noch leidlich erhaltenen Wandbetten und geträsteten sich, daß sie glatte Arbeit haben würden. Als sie aber eines Morgens nach einer Regennacht aufwachten, fanden sie ihre Holzschuhe mitten in der Stube schwimmen. Das Wasser stand zwei Fuß hoch auf Plett und Diele. Da mußten sie mit dem Neurichten des Hauses einhalten und zuerst den verschlammten Abzugsgraben wieder aufstechen und vertiefen, der das überflüssige Wasser von ihrem Grundstück in den Kanal führte, und hatten endlose Arbeit damit.

Aber sie schafften vom ersten Tagesstrahl bis zum letzten. Sie sprachen kaum miteinander vor Arbeit und Eifer. Als der Winter seinen Einzug hielt, standen richtig die Hauswände fest und gerade, und ein dichtes Strohdach lag darüber, das reichte fast bis zur Erde. Im Plett waren kleine helle Glasfenster, und das neue Dielentor hing gerade in seinen Angeln. Sie hatten Diele und Hille gefegt, und im Feuerloch mitten im ausgebesserten Mosaikpflaster des Pletts brannte das Torffeuer unter dem an kräftigem Haken hängenden Kessel. Sie hatten nun ihre eigene Herdstätte. Sie hatten auch zwei Ackerchen Buchweizen abgeerntet, den sie im Frühjahr in Brandland gesät hatten, zur Morgen- und Abendgrüße und einen kleinen Vorrat Kartoffeln. Ein Stück des ehemaligen Kulturlands war umgepflügt worden und barg die Winterjaat. In einem Verschlag auf der Diele grunzten Schweine. Sie hatten drei Ziegen und ein Duzend Hühner. Einen Fisch, ein paar Schemel und Truhen, die noch von den vorigen Besitzern in dem zerfallenen Haus zurückgeblieben waren, hatten sie wieder instand gesetzt. Aber mit den zwei Spinnrädern und dem Webstuhl wußten sie fürs erste nichts anzufangen. Die brachten sie auf die Hille.

Die Schmalenbecker sahen mit Stolz und Wohlgefallen auf ihre neuen Gemeindegossen. Und alle begriffen: es war eine andere Sache als mit dem nach Amerika ausgewanderten Lumpenpack. Und wo einer ihnen behilflich sein konnte, tat er's ohne viel Reden. Alheid, des Vorstehers Tochter, wusch unentgeltlich ihre Wäsche mit, und der reiche Schnakenberger ließ Pferd und Wagen zu den notwendigen Fuhren.

Im nächsten Jahre hatten sie schon Futter für eine Kuh. Und als der Kornacker abgeerntet war, besserten sie den zerfallenen Backofen im Lannenbusch aus und bufen Brot zum Buchweizenpannkuchen und dem Salzfleisch der geschlachteten Schweine. In diesem Jahre stachen sie auch Torf, und als sie ihn in Bremen verkauft hatten und Ab-

rechnung hielten, fand es sich, daß Brün Lorenzen außer der Arbeit seiner Hände schon ein ganz nettes Sümmdchen im Hof stecken hatte.

Sie sahen jetzt, daß sie vorwärts kamen. Da hob sich ihr Mut. Im dritten Jahre bestellten sie auch den Garten, pflanzten junge Obstbäume, Gemüse, sogar Blumen. Das Strohdach bekam an jedem Giebel ein Paar schön geschnitzte Pferdeköpfe und auf der einen Seite ein Wagenrad als Nistplatz für den Storch. Eine zweite Kuh wurde angeschafft, ein größeres Stück Land unter den Pflug genommen. Sie träumten von der Pachtung einer Wiese bei Fischerhude und der Anschaffung eines eigenen Torfkahnes.

Aber nicht bloß die Ergebnisse ihrer Arbeit hatten sich in diesem Jahre miteinander verschmolzen, auch ihre Seelen waren ineinander gewachsen bei dem täglichen Mit- und Füreinanderschaffen. Als Kameraden waren sie in Schmalenbeef eingezogen, die drei Jahre hatten sie zu Brüdern gemacht trotz der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere. Denn Brün war von sanftem, heiterem Wesen. Er hatte eine spielerische Art, bei nicht gerade zum Leben notwendigen Dingen mit naiver Freude zu verweilen.

Aber Janfredrik stand mit beiden Füßen mitten im Leben, herrisch, nüchtern, wohl auf seinen Vorteil bedacht und von gefährlichem Zähorn, wo die Dinge sich seinem Willen widersetzen. Gleichwohl war nie ein schlimmes Wort zwischen den beiden gefallen.

Janfredrik stand fertig, den steifen Hut in der Hand. Es lohnte nicht den aufzusehen, bevor man draußen war, an dem niedrigen Türbalken hätte er den Deckel einstoßen müssen. Auf Brün wartend, der eben in die Arme seines Sonntagsrockes fuhr, sah er sich in dem Haus um.

„It segg, Brün, dat Torfboot mutt wi in dissen Johr noch köpen. As wi denn noch ju'n Börjohr en Perd freigen, denn will mi't bedünken, dat dr nix mehr an de Wertschap fehlen doht.“

Brün war acht Jahre jünger, schmaler in den Schultern, schlanker gebaut. Eine versteckte Lustigkeit schlief in seinen großen, glänzenden Augen, in den Fältchen seines bräunlichen Gesichts, das die Sonne kaum dunkler gebrannt hatte. „Die Leute sagen abers, da fehlt woll noch was an de Wirtschaft, Janfredrik,“ antwortete er, mit den Lidern zwinkernd. „Die Leute sagen: auf ein Hof gehört ein Frau.“

Janfredrik wandte rasch den Kopf. „Jo, it hebb dr oof all an dacht. De Kooptmann in Heppstedt is bannig düer mit sien Büzen un Hemden, un Strümpen. Und spinnen un weben un neihen künnt wie Mannslüe man flecht, Brün. Wat?“

„Ja, spinnen, weben un nähen können wir Mannslüe man flecht,“ stimmte Brün bei, während er vor dem kleinen Plettfensterchen mit dem Rockärmel seinen Hut glatt bürstete, „un denn würden wir auch mit ein Schlag zu das Torfschiff kommen, — kann sein, auch noch zu ein Pferd.“

Janfredrik sah an dem Kameraden vorüber in die verglimmende Herdasche. „Jo, jo, en gote Fru is Gold wart, Brün, dat's jo. Aber en gote Fru to sinnen, — dat's nich licht, — dat's nich licht.“

„Jeh mein, da brauchst gar nicht weit zu suchen,“ antwortete Brün schalkhaft.

Janfredrik tat, als hätte er die Rede nicht gehört. „Un as it en Fru nehmen däht, denn so würst du nahstens oof een frigen. Un twee gote Fruen un de sil verdragen, — dat's erst recht nich licht, Brün, dat's erst recht nich licht.“

„Ein Frau würd' für den Anfang ganz genug sein,“ versicherte Brün. „Un du büst da der Erste zu, Janfredrik.“

Janfredrik fuhr sich mit der Hand durch den verblühenen Haarschopf, den er eben glatt gestriegelt hatte. „It bün bang, Brün, — wahrhaftig. It bün nich licht bang. Aber wenn it an't Frigen denk', denn bün it bang. It und du, süh, dat was sühr got all de Johr'. Und wenn it mi nu

vorstellen doh, dat so'n Fruensmensch Unfräen tüschen uns stüften schüll . . . Nee, nee! leiver keen Boot und keen Perd, — und sware Placerie een Johr as dat annere.“

„Alheid Ehlers is kein, die Unfrieden stiftet,“ sagte Brün ernst.

„Brün, schüll ik denn woll vandage*) met de jonge Ehlers de Saal in de Keege bringen?“

„Das kannst tun, Janfredrik,“ bestätigte Brün. „Bei ein Begräbnis um bei ein Hochzeit haben die Menschen am besten Zeit zum Snacken.“

„Wenn dat dien Meenung is, Brün, denn will ik in Gottes Namen upstunns bi Kort Ehlers üni sien Swester anhollen.“ Wieder fuhr er sich durchs Haar. — „Jung! Jung! — wenn de Frigerie man blot nich so 'schenierlich wär!“

Inzwischen waren sie, sich bückend, unter dem Türbalken hervor ins Freie getreten. Sie gingen den schmalen Pfad durch die Wiese vor ihrem Hause zum Kanal, über die Brücke, und rechts umbiegend schritten sie die schnurgerade Straße am Wasser hin neben den gelben Birken, die wie ein goldenes Dach sich über ihnen wölbt unter dem kalten, wolkigen Herbsthimmel.

Die Türen des Trauerhauses standen weit offen. Menschen wogten ein und aus. Auf der Schwelle begrüßte die Eintretenden Alheid, des Vorstehers jüngste Tochter, ein schlankes Mädchen von sechszwanzig Jahren, in schwarzem Kleid, mit schlichtem, blondem Scheitel. Wenn sie geweint hatte — ihr schönes strenges Gesicht zeigte die Tränen Spuren nicht mehr. Aller Schmerz des trauernden Kindes war erstarbt in der Würde, die der Brauch für diese Totenfeier vorschrieb. Und doch, obgleich kein Zug in dem starren Gesicht sich regte, war in den hellen Augen ein Aufglänzen, als sie Janfredrik die Hand bot.

Er drückte sie kräftig. In seiner wortkargen Art war er dem Mädchen gut. Unbewußt sah er in Alheid die Verkörperung des Behagens und Gedeihens seiner Häuslichkeit. Kein bindendes Wort war noch zwischen ihnen gefallen. Sie wußten doch, wie sie zueinander standen.

Die Männer nahmen jetzt die Hüte ab. Sie standen vor dem Toten. Im offenen Sarg lag der alte Mann. Sein Totenhemd und das weiße Haar leuchteten um die Wette mit den vier Totenlichtern durch die Dämmerung der weiten Diele.

Wartend saßen die Schulkinder um die Leiche. Bis ihre Dienste gebraucht wurden, ließen sie sich die weißen Wenden und die Milch schmecken, die des Hauses Frauen ihnen reichten. Der Lehrer hielt sich mit den Männern neben dem Herdfessel, aus dem die Söhne des Toten mit langsamen Bewegungen und unbeweglichen Gesichtern Warmbier in die Gläser der Gäste schöpften.

Niemand weinte, nicht die greise Witwe im Strohsessel neben der Feuerstätte, auch nicht die kleinen Enkel um ihre Knie. Aber in diesem zurückgehaltenen, in die hergebrachte Form gebändigten Schmerz lag eine großartige Feierlichkeit — gleichsam als wäre etwas von der starren Majestät des Todes selber auf die Menschen übergegangen.

Der Rauch des Torffeuers wogte in weißen Wolken um die Köpfe der Versammelten. Zwischen den Holzstangen hervor, die ihre Stände von der Diele abschieden, schauten die Köpfe mit nachdenklichen, glänzenden Augen auf ihren still gewordenen Herrn. Die Pferde bewegten unruhig die feinen Köpfe, spitzten die Ohren, bliesen die Nüstern auf im Grauen vor der Gegenwart des Todes. Jetzt kettete der Großknecht sie langsam los, schirte sie vor den Erntewagen am Dielentor, der für die letzte Fahrt des Bauern bereitstand. Der Lehrer trat zwischen die Kinderschar, gab das Zeichen, und sogleich erhoben sich die hellen Stimmen, füllten mit dem Klang des Sterbeliedes den weiten Raum, stiegen bis zu den Dedenbalken, hüllten den Toten ein in ihre schrille Klage.

*) heut.

Bedächtigt fielen die tiefen Männerstimmen ein. Die der Frauen mischten sich drein, mit ihrer Weiche den Kinderstimmen Fülle gebend, durch ihre klare Höhe das dumpfe Männergebrumm mit Glanz und Farbe schmückend.

In diesem Augenblick öffnete sich rasch die Tür der kleinen Stube. Gerade vor den Wandborden mit den mattglänzenden Zimtellern im dunkelroten Schein der Feuerstätte erschien — in dieser Umgebung seltsam fremd — ein zierliches Mädchen in städtischer Tracht. Auf ihr fast solettes Trauerkleid fiel in Locken ihr blondes Haar, glänzend wie gepoltenes Gold. Es war aber nicht die lockere Haartracht zwischen all' den glatten Scheiteln, nicht die modische Kleidung, auch nicht das von der Sonne unverbrannte Gesicht wie Milch und Blut, das sie zwischen den Schmalenbecker Moorbauerninnen hervorhob wie ein Geschöpf aus einer anderen Welt. Es war ein Unbeschreibliches in Ausdruck und Haltung, höchste Ungebundenheit zwischen starrer Gebundenheit, ein festes Heraustreten aus dem Rahmen der vorgeschriebenen starren Trauer, der Zauber, der immer eigenwilligste Individualität umschwebt.

Auf der obersten der Stufen, die am Ende des Fleßtes hinter der Feuerstätte zu den Stubentüren emporführten, stand sie, sah hinab auf den Toten, das singende Leichengefolge, neugierig, verwundert, blühend, lächelnd, ein Stück rückwärtslosen Lebens im Reich des Todes.

Janfredrik sah das leuchtende Gesicht auf dem Hintergrund der schwarzeräucherten Wand, und der Ton blieb ihm in der Kehle stecken. Mit offenem Munde starrte er darauf hin, jeden Augenblick gewärtig, daß es wie eine Erscheinung zerrinnen werde. Als es blieb, atmete er tief und hob die Hand, um Brün ein Zeichen zu geben. Da merkte er, daß der auch längst über sein Gesangbuch hinweglah.

Das Lied war zu Ende. Die Angehörigen, die Freunde traten herzu, nahmen Abschied von dem Toten. Der Sarg wurde geschlossen, auf den bereitstehenden Wagen gehoben. Man warf ein paar Bund Stroh darüber. Darauf setzte sich die Witwe mit den Frauen. Die Schulkinder traten singend vor, das Gefolge gliederte sich an. Die Torflügel flogen auf. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Gerade war ein Regenschauer niedergegangen. Zwischen schwarzen Wolken hervor blühten die Sonnenstrahlen über das nasse Kraut.

Janfredrik schritt neben Brün im Zuge. Als sie eine Viertelstunde gegangen waren, tat er zum erstenmal die Lippen voneinander, und sagte: „Dat 's wunnerbor.“

„Was denn?“ fragte Brün.

Aber Janfredrik schüttelte nur den Kopf. Er erlebte etwas Neues. Wie das Nachbild der Sonne unverfälscht vor den Augen bleibt, die zu lange in ihr Licht gestarrt haben, so daß sie's sehen müssen, wohin sie sich wenden, so tanzte vor Janfredriks Augen im Heidekraut, im Birchengold, am blauen Himmel, auf dem sonnbeschienenen Kanalspiegel das fremdartige Gesicht des Mädchens in seinem Glorienschein von goldenen Locken.

Er faßte endlich seinen Vordermann am Ellbogen. Es war ein Bremer Better. „Sie, — können Sie mich woll sagen, wer die lütt Dern in Vorsteher Ehlers sein Haus war?“

„Die mit dem Goldhaar? Das ist Vorsteher Ehlers sein Tochterkind,“ antwortete der Gefragte. „Trina, seine Älteste, hat einen Schullehrer geheiratet, einen auswärtigen. Die Familie ist viele Jahre nicht beim alten Ehlers gewesen. Aber wenn es nun ans Erben geht — Sie verstehen. Trina ist keine, die sich die Butter vom Brot nehmen läßt. Sie hat gleich ihre Tochter Sophee mitgebracht und ihren Sohn Gerd. Das ist der spillerige Bengel, der dort hinterm Leichenwagen geht.“

Janfredrik sah kaum nach dem Jungen. — „Sophee heißt die Dern?“ fragte er.

„Sophee Klünders, ja.“

„Sophee, — so, Sophee.“

Brün ging neben Janfredrik. Es blieb zweifelhaft, ob er die Auseinandersetzung hörte.

Janfredrik sprach nun auch nicht mehr. Der Weg war weit. Der aufgeweichte Boden hing sich schwer an die Schuhe. Hart rumpelte der Wagen mit dem Toten, die Haubenbänder und Tücher der leidtragenden Frauen wehten im scharfen Nordwest, der den schrillen Gesang der Chorschüler über die platte Moorfläche wehte. Fern am Rand des Horizonts stand winzig der Kirchturm von Grasdorf. Dort wartete der Pastor, dort wartete das Grab. Dorthin stolperte schwerfällig der lange Zug durch den aufspritzenden Schmutz. Ein weiter Weg. Die Kinder sangen. Janfredrik stapfte vorwärts mit den anderen, das Bild des goldhaarigen Mägdeleins immer vor Augen. Sie sah nicht mit auf dem Wagen. Mit Alheid war sie daheim geblieben, wachte mit über die Totenlichter, hütete das Feuer und den heißen Trank für die Heimkehrenden.

Die Sonne hing schon tief am Rand des Moors, als das Gefolge nach Schmalenbeek zurückkam, müde, durchgefroren im peitschenden Nordwest, hungrig, durstig.

Als der Erste über die Schwelle trat, blies Alheid die niedergebrannten Lichter aus. An die Stelle, wo die Totenbahre gestanden hatte, waren lange Tische gerückt. Zwischen Tellern und Krügen luden Schüsseln mit Brot, Wurst und weißem Backwerk zum Zugreifen ein. Jan Ehlers, der Ackerer, und sein jüngerer Bruder schenkten ein, den Männern Grog, den Frauen Warmbier.

Janfredrik sah und starrte über Essen und Trinken weg auf Sophee, die wie ein Schmetterling durch den dämmerigen Raum gaukelte, den ein paar an den Deckenbalken aufgehängte Lämpchen mehr verdunkelten als erhellten. Und plötzlich — er wußte nicht, hatte sein Blick sie hergezogen — stand sie vor ihm, blinzelte ihn mit ihren Augen an, füllte ihm das Glas neu, und ehe sie es ihm reichte, zögerte sie einen Augenblick, führte es an die Lippen, wie um den Grog auf die Nichtigkeit seiner Mischung hin zu kosten, nickte lächelnd und gab es ihm, und bevor er ein Wort fand, war sie weiter geflattert.

Jetzt trat Kort Ehlers, der neue Besitzer des Hofes, das Haupt und der Herr der vier Generationen, die unter dem ehrwürdigen Strohdach zusammenhausten, zu Janfredrik. Er war ein kräftiger Fünziger mit den von der schweren Arbeit im Dorfsich und auf dem Acker charakteristisch verbogenen Schultern und Knien der Moorbauern. Sein Gesicht war breit und platt, fast so braun wie seine Ackertrume. Er trug die Ellbogen nach außen gespreizt, als einer, der für seine Person viel Raum beansprucht und gewohnt ist viel Raum zu haben.

Zu dieser Stunde trank er, das Glas in der Hand, den Freunden und Nachbarn der Reihe nach seinen Dank für ihre Gefolgschaft zu. Es ging nicht rasch. Jeder einzelne konnte beanspruchen, seiner Eigenart und seinem Rang gemäß ausgezeichnet zu werden, und Kort Ehlers war keiner, der gegen ehrwürdigen Brauch verstieß.

Als er zu Janfredrik kam, stellte er sein Glas auf den Tisch, zog sich einen Schemel heran, setzte sich und sah stumm abwartend dem anderen ins Auge. Alheid aber, die eben den Frauen um ihre Mutter an der Herdstätte die Gläser füllte, beugte sich tief über den Kessel, und das Blut stieg ihr ungestüm ins Gesicht.

Janfredrik dachte an Brüns Rede, daß Hochzeiten und Leichenseiern die beste Gelegenheit zum Schnacken wären, rückte sich auf seinem Sitz zurecht und nahm einen Anlauf, um zu sagen, was zu sagen er sich vorgenommen hatte. Zu seinem eigenen Verdruß kam ihm aber ganz etwas anderes auf die Lippen.

„Dien Süster Trina, de Klünderseh, blifft dr woll noch vör eenige Tied in Smalenbeek?“

„Jo,“ sagte Kort, „en poor Wochen blifft se woll.“

Die Frage machte ihn nicht ungeduldig. Mit der Tür ins Haus fallen ist weder fein noch klug. Eine Erkundigung nach der Familie schien ihm eine ganz passende Einleitung zu

der Werbung, die anzuhören er gekommen war — nicht, daß eine Heirat seiner Schwester ihm irgend welchen Vorteil gebracht hätte. Im Gegenteil, sie kostete ihm — außer der Aussteuer — eine Arbeitskraft. Wenn er dem Bewerber trotzdem entgegenkam, so geschah es in dem starren Gerechtigkeitsgefühl, das auch seines Vaters Richtschnur gewesen war.

Aber Janfredrik begriff, daß er vom Ziel abgekommen war. Er lenkte zurück.

„Dien Süster Alheid is en smuden Wicht.“

„Jo,“ antwortete Ehlers.

„En fixen Wicht.“

„Schall woll sien.“

Kort winkte den Frauen, daß sie von neuem Grog einschenkten. Er stieß sein Glas gegen das des mutmaßlichen künftigen Schwagers.

„Prost.“

Janfredrik sagte auch: „Prost“ und trank gedankenvoll.

„Jo,“ erklärte er dann.

Und Kort antwortete: „Dat's so.“

„Nu dürt dat nich mihr lang, denn so hefft wi Winter.“

„Nee, dat dürt nu nich mihr lang.“

Janfredrik wischte sich die Stirn. Eine verfluchte Sache, solche Freierei! Hilfesuchend sah er sich nach Brün um. Als er ihn nicht fand, raffte er seinen ganzen Wis zusammen.

„Wi hefft dat Huus nu so wiet in der Reege, Kort Ehlers, Käu' un Swin' un Pühner un wat'r tohürt. Wi hefft ook twee Spinnräder un Flachs un Woll. Man we kinnt nich spinnen, Brün un ik.“

Kort Ehlers zuckte die Achseln. „Spinnen, dat dohn de Fruenslüte.“

„Ik segg, Kort Ehlers, en Hof ahne Fru, dat het keen Art.“

„Jo,“ sagte Ehlers wieder einfach. Er wartete. Er hatte Geduld und Zeit. Er stopfte sich seine lange Pfeife, zündete sie an und rauchte.

Janfredrik hatte es doch gut beisammengehabt, was er sagen mußte, auf dem Weg zum Trauerhaus hatte er es sich immer wieder vorgesprochen. Wie kam nur diese Zerstretheit, diese Zerfahrenheit in seine Gedanken?

„Um de Sal' kort to maken, Kort Ehlers — ik heff dacht, — ik heff dacht — As du dr nix tegen intowennen harst — denn so wull ik —“

Er wandte den Kopf zur Feuerstätte, wo Alheid stand. Ihr frommes standhaftes Gesicht sollte ihm den Mut zum entscheidenden Wort geben. Er sah sie aber nicht recht. Er hatte noch immer den Blendungsleck von vorhin vor den Augen, den Blendungsleck mit dem Gesicht, das ohne Worte redete, den Lippen, die schweigend lockten.

Da stockte ihm die Rede. Neben Alheid stand Sophee. Ihre Wangen brannten, ihre Augen strahlten. Ihr losgegangenes Haar hielt sie der Verwandten zum Aufstecken hin, ein schweres Gebinde von gesponnenem Gold. Janfredrik vergaß weiterzusprechen.

Kort Ehlers wartete lange. „Wat wuttst dohn?“ fragte er endlich.

„Jo,“ sagte Janfredrik, aus seinem Traum erwachend, ganz entschlossen, „jo, Kort Ehlers, ik heff all dacht, ik mutt use Flachs un use Woll na oll Mudder Flinsch hindragen, up dat de dat spinnen und weben deiht.“

Kort Ehlers sah Janfredrik hart in die Augen. Dann stand er auf.

„Jo. Doh dat.“

Vielleicht hatte er sich geirrt. Vielleicht wollte Janfredrik seine Schwester Alheid gar nicht heiraten. Auch gut. Er, Ehlers, hatte jedenfalls das Seinige getan.

Janfredrik sah ihn zornig und traurig nach, wie er mit breiten Schultern und nach auswärts gebogenen Ellbogen seinen Weg durch die Reihen seiner Gäste zurückstampfte zur Feuerstätte, wo die Familie saß. Seit er in Schmalenbeek angesiedelt war, hatte er sich Alheid Ehlers als seine Bäuerin gedacht. So lebhaft war die Vorstellung in ihm, daß er



In den Karten steht's geschrieben.
Gemälde von F. Martin.

Photogravüre im Verlag von R. Schuster, Berlin.

manchesmal gemeint hatte, er sähe sie mit dem Spinnrad an seinem Feuer sitzen oder mit dem Wassereimer sich über den Rand seines Brunnens beugen. Der Anblick ihres stillen Gesichtes war ihm immer wie ein Zurrückkommen in seinem überhäufigen Schaffen gewesen, so etwas wie Feierabendfreude nach einem guten Tagewerk. Und nun er endlich ein Recht erworben hatte, um sie zu werben, war ihm der Wille in der Brust wie durch Zauber verwandelt, und das Wort zerbrach ihm auf den Lippen.

Unzufrieden mit sich selbst, trank er sein Glas leer und stand auf. Die Lustigkeit schwoll an. Die durchfrorenen Menschen tauten auf, Leiber und Seelen, und das Leben behauptete sein Recht über die Erinnerung an den Toten. Er wollte heim. Er suchte Brün.

Als er an den Viehständen entlang schritt, kam Alheid mit dem Melkeimer daher. Die Schwarzbunte brüllte. Es war sechs Uhr. Und ob der Tod auf die Schwelle trat oder lärmende Gäste Plett und Stube füllten, ob das Herz ihr schwer war von Leid oder jauchzte in seliger Hoffnung, sie tat ihre Schuldigkeit, still, herb, ohne Prunken, die Überzeugung überkam ihn in diesem Augenblick mit alter Gewalt, erfüllte sein Herz mit seltfam weicher Regung, halb Mitleid, halb Hochachtung. Er faßte ihre Hand.

„Alheid!“

Blaf war sie und ihre blauen Augen sah wie der Herbsthimmel draußen. Ganz farblos schienen sie ihm. Er suchte verzweifelt nach einem guten Wort für sie. Aber es war, als hätte der kalte Wind draußen auch durch sein Gemüt geweht. Nichts als die Angst fand er drin, die Angst vor der unbegreiflichen Veränderung, die mit ihm vorgegangen war.

Als er schwieg, machte Alheid langsam ihre Hand frei, die er ratlos und traurig noch immer drückte, und wandte sich stumm den Kuhständen zu.

In diesem Augenblick schollen jäh die Stimmen unter dem Strohdach an, Gelächter erhob sich, zorniges Gekreisch. Bei der Feuerstätte ballte sich ein Menschenmäuel. Die weiter weg sahen, stiegen auf Stühle, auf Tische, Arme deuteten.

Vom Feuerchein grell bestrahlt, leuchtete von der schwarzgeräucherten Wand zwischen den Tellerborden mit weißer Kreide überlebensgroß gezeichnet ein Frauenkopf herüber, — eine Hafennase mit großer Warze, Triefaugen, eine plattanliegende Haube, unter der ein paar Haarsträhne sich vorstahlen. Zum Mund führte die Gestalt ein ungeheueres Glas Warmbier. Mit wenigen rohen Strichen war das auf die Wand geworfen. Doch gab's auf der Diele keinen, der nicht darin sofort all Mudders Flinschs Züge erkannt hätte. Lebend vor Entrüstung stand die Haustochter.

„O, de Schanne! De Schanne!“

Zanfredrik, dessen Mundwinkel sich unwillkürlich zu einem breiten Grinsen verzogen hatten, wandte sich zu ihr um. „Dat het de Vengel maht, wat? Dien Süster Trina ehr Söhn?“

Alheids Hände hielten sich. „En olle anstännige Fru utspotten; — un hüt! un hier! — Slecht, slecht as de Klüunders all.“

Kort Ehlers hatte inzwischen den Künstler beim Handgelenk erwischt und ihm den Lohn für den Bandschmuck mit einem kräftigen Streich auf die Wange ausgezahlt. Sogleich bildeten sich zwei Parteien — für das junge Talent, für die gute alte Sitt. Erst mit Worten, dann mit Fäusten tobte der Kampf an der Stelle, wo vor Stunden der schweigende Tote gestanden, die Chorfnaben feierliche Hymnen gesungen hatten. In Gefahr, unter die Füße getreten zu werden, freischten die kleinen Kinder, während die Halbwüchsigigen sich, die Verwirrung neugend, gierig auf die Bier- und Grogneigen in den Gläsern der Erwachsenen stürzten.

Blötzlich bekam Zanfredrik einen derben Stoß in die Seite. Gerd Klüunders slog an ihm vorüber. Wie der Blick fuhr er die Leiter zur Hille hinauf und warf die Lukenür zwischen sich und seinen Verfolgern zu.

Unwillkürlich mußte Zanfredrik lächeln. Der Jung' war nicht übel, trotz allem. Da sah er Alheids schmerzverzogenes Gesicht.

„Nee, nee,“ sagte er begütigend, „nimm di dat nich to Garten. Jungs sünd Jungs. Na mien Sinn is dit hier nu oof nich mihr. Ik gah to Huus. Gumnacht, Alheid.“

„Gunnacht, Zanfredrik.“

Es klang traurig und unendlich vertrauensvoll. Wie ein Vorwurf blieb der Ton ihrer Worte ihm im Ohr. Er wollte aber nicht mehr hinter sich sehen. Er strebte dem Dielentor zu, durch das der Wagen mit dem Sarg gefahren war. Brün mochte nachkommen. Er hielt sich nicht auf, ihn zu suchen.

Aber als er den Torflügel aufriß, stand Brün vor ihm.

„Ik heff genog,“ sagte er kurz. „Ik gah na Huus.“

Brün war gleich bereit. „Ja, wir wollen nach Haus.“

Der kühlfeuchte Westwind umwehte sie. Die tiefhängenden Wolken schienen auf den Wipfeln der Edelstannen und Eichen zu liegen, die zu beiden Seiten der Straße gleich kleinen Gehölzen jeden der weit auseinanderliegenden Höfe umgaben. Golden schimmerten die Birken am Kanal durch die rasch herabsinkende Nacht. Der Dunst, der aus dem nassen Boden stieg, legte sich wie ein feuchtes Tuch um die heißen Stirnen der Männer. Kein Laut ringsum als das taktmäßige Quatschen ihrer Sohlen im Schlamm des Weges und ab und zu der Fall eines Tropfens von den regenschweren Zweigen der Birken in den Kanal.

Schweigend wanderten sie. Unmöglich, zueinander zu reden über das, was in ihren Seelen sich regte. Denn auch Brün hatte sein Geheimnis. Immer wieder durchkostete er in verstohlenem Glück die letzte halbe Stunde, die mehr wirkliches Leben in ihre Minuten zusammengedrängt ihm zu enthalten schien, als die zwei ein halb Jahrzehnte seines bisherigen Daseins.

Der ungewohnte Grog hatte ihm warm gemacht. Er war ins Freie gegangen, um seinen Kopf zu kühlen. Während er am Rand des Brunnens lehnte und gedankenlos in die Tiefe starrte, brach gerade die Sonne wieder einmal durch eine Wolkentrige. Da lachte ein wunderschönes Gesicht aus der Tiefe zu ihm herauf, von goldenen Locken wie von Sonnenstrahlen umgeben. Eine weiße Hand winkte ihm. Er erschraf so sehr, daß er sich am Rand festhalten mußte.

Da hörte er hinter sich ein helles Lachen und begriff, daß die Schöne im Brunnen nur das Spiegelbild einer Schönen von Fleisch und Blut war, die auf festem Boden hinter ihm stand. Hastig wandte er sich um.

„Ach,“ sagte das Mädchen, „nun zerstören Sie das Bild. Ihr Gesicht im Brunnen sah so hübsch aus.“

„Ich aber mag dir noch viel lieber in Wirklichkeit sehen,“ sagte Brün, und seine Augen lachten.

Sophee schlug verwundet die Hände zusammen. „Ja, was ist denn das? Sie sprechen ja wie ein richtiger Mensch? Papa sagte immer: die Jans vom Moor brüllten wie Ochsen und blöten wie Schafe. Ich versteh' auch wirklich meine Verwandten kaum. Wie freu' ich mich, daß Sie wie unser eins sprechen können.“

„Ich weiß nich, ob ich mir darüber freuen soll,“ antwortete Brün. „Ich bin bei ein Tante in Sleswig erzogen. Die slug mir, wenn ich plattdeutsch snackte. Und wenn ich's nu verjuch, lachen mich die Menschens hier aus.“

„Ach, die Menschen hier,“ sagte sie verächtlich, hockte sich neben ihn auf den Brunnenrand, schlang den Arm um die Eimerkette und schlenkerte mit den Füßen. „Ich mag gar nicht wieder ins Haus. Nicht wahr, es ist abscheulich da drin?“

„Ein hübschen warn,“ gestand Brün zu.

„Garstig ist's. Alles hier ist garstig, die Häuser, in denen das Vieh bei der Herrschaft wohnt, und die voll Rauch sind, pfui! Und das Land ohne Wald, ohne Berge — flach, langweilig. Und die Menschen — die Menschen — die sind das Allergarstigste.“

„Nein, nein,“ widersprach Brün. Er empfand es wie einen körperlichen Schmerz, daß sie das Land herabsetzte, das er in Schweiß und Mühe während dreier Jahre sich zu eigen gemacht hatte und dessen eigen er geworden war. „Nein, so ist das nicht. Es ist schön im Moor, sogar sehr schön. Das weißt du nur noch nicht, weil daß du dem Moor nicht kennst.“

Sie beugte sich vor, sah ihm mutwillig in die Augen.

„Nennen Sie mich du?“

„Verzeihen Sie,“ stotterte Brün und wurde rot, „das ist so'n Mode hier. Wir nennen alle Dorns du — un die Dorns uns auch.“

„Dann werde ich auch du zu Ihnen sagen.“

„Ja?“ fragte er verwirrt.

„Weil wir im Moor sind, verstehst du? Heißest du auch Jan?“

„Nein, ich heiß Brün.“

„Brün? Schau, das paßt zu dir. Du bist braun. Brün, sag', bist du auch einer von den Freiern von meiner Tante Alheid?“

„Wer? ich? Nein, ich bin gar kein Freier.“

Sie hing wie ein hingewehtes Blatt auf dem Brunnenrand. Bei seinen Worten warf sie sich lachend hintenüber. Erschrocken legte er den Arm um sie, sie zu halten. Und da er sie an seiner Brust fühlte, war es ihm, als hielte er Feuer. Er konnte nicht sprechen, kaum atmen. Aber nur heftiger drückte er sie an sich. Sie lag ganz ruhig in seinen Armen.

„Warum bist du kein Freier?“ flüsterte sie ihm ins Ohr. „Du sollst nicht sagen, daß das Moor garstig ist,“ sagte er, sie zornig pressend.

„Vielleicht lehrtst du mich, daß es schön ist,“ antwortete sie.

„Willst du es denn lernen?“

„Deine Augen sind glänzend, Brün, und dein Haar ist wie brauner Samt. Ich weiß jetzt, daß es wenigstens etwas Hübsches im Moor gibt.“

„Ach, du hast ja man bloß deinen Spaß mit mir,“ sagte er traurig.

„Das ist doch das Beste, Spaß, Lachen. Aber das versteht du nicht. Ihr Moorleute seid so ernsthaft wie euere Kühe, Dinkel Kort, Alheid, du, ihr alle.“

„Dies ist kein Land zum Lachen,“ antwortete Brün.

„Dies ist ein Land so ernst wie eine Kirche, aber auch so schön.“

„Ich mag einen Tanzsaal lieber als eine Kirche. Kannst du tanzen, Brün?“

„O woll! Fein kann ich tanzen. Wir tanzen immer im Winter hier im Moor, wenn die Spinnstuben aus sind. Und dann haben wir auch Musiken.“

„Du mußt einmal mit mir tanzen, Brün, nicht im Haus. Im Moor draußen, weißt du, wenn der Mond scheint und die Nebel aufsteigen. Du willst mich ja lehren, daß das Moor schön ist.“

„Sophee! Sophee!“

Er griff mit seinen Fäusten in das goldene Lockengerügel, das ihm die Wange streifte. In einem Zorn, den er selbst nicht begriff, vergrub er seine Finger drin. Die Nadeln lösten sich, die Goldstut fiel ihr um Nacken und Schultern, wehte, vom Westwind gepeitscht, ihm über die Augen. Er glaubte drin zu versinken.

„Woher weißt du, wie ich heiße?“ fragte sie.

„Sophee, ich hab' nie ein' gesehen so wie du.“

„Aber schön findest du nur die Moordorns, Brün, was?“

Sein Blut kochte, die Goldhaare spannen sich um ihn wie ein Netz. Er hatte sich zeitlebens den Dirnen ferngehalten, aus Schüchternheit, aus harter Rechtschaffenheit. Ein armer Knecht kann nicht ans Freien denken. Aber wie er die Gestalt des Mädchens neben sich fühlte, der Duft ihres Haares ihn umwehte, sanken alle Vorläge seiner Vernunft zusammen vor dem Fieber in ihm. Er preßte seinen Mund auf ihre Haare, ihre Lippen.

„Schön find' ich nur dich — nur dich!“

Allein seine Arme, die den Pflug in die schwere Mooreerde drückten, hatten nicht Kraft, das Mädchen zu halten. Im Augenblick war sie ihm entglitten, stand mit zwei Sprüngen an der Tür des Hauses. Aber sie wendete sich noch einmal zurück. Aus der offenen Spalte der Tür guckte ihr lachendes Gesicht.

„Du bist ein Bär, Brün. Aber du darfst morgen wiederkommen, weil du sprechen kannst wie ein Mensch, lieber Bär!“

Seitdem war Brün zumut wie etwa den Ungetümen aus den Spinnstubenmärchen, die durch die Gnade einer schönen Zauberin in Prinzen sich verwandelten. Aber als sie in ihr Haus traten, zwang er sich, in Werktagsworten von Werktaglichem zu reden.

„Hast du das nu an Kort Ehlers gesagt, daß du sein Swefter zur Frau haben möchtest, Janfredrik? Un will er dir wohl dem Torfboot geben?“

„Ne, weestst, Brün,“ antwortete Janfredrik, „dat schien mi hüt doch nich ganz paßlich.“

„Ja, das mag wohl sein, daß das nich ganz gut paßen tat. Du kannst ihn das ja auch kommenden Sonntag noch sagen.“

Janfredrik sah den Gefährten nicht an. „So, so, dat schall woll in de Reege kamen,“ brummte er.

Dann suchten beide ihre Wandbetten auf. Und beide träumten von demselben Mädchenkopf im goldenen Haar. Aber keiner sprach dem anderen davon. —

Im Haus des Vorstehers war allgemach wieder Ruhe eingekehrt. Die Gäste nahmen Abschied. Zu Fuß und zu Wagen kehrten sie heim. Bald war die Familie allein.

Die Witwe sah in sich zusammengekauert auf dem Strohsessel neben der Feuerstätte. Kort Ehlers' Frau, Gesche, die heut wieder ihren Fiebertag hatte, räunte mit ihrer Schwiegertochter und den Mägden die Bänke und Schemel über Seite und richtete den Tisch zum Nachtessen. Müde und gelangweilt räfelten sich Korts Söhne in ihren Trauerfestkleidern auf der Truhe im Winkel. Trina hatte sich, in ihrem Sohn beleidigt, in die Stube zurückgezogen. —

Es ward Sophee unbehaglich in dem Haus, das in das feierliche Schweigen der Totentrauer zurücksank. Fast stöhnten die knorrigen Gestalten ihr Furcht ein, die im wallenden Herdrauch sich regten stumm wie Schatten, wie Schatten auftauchend und zerfliehend im Licht der kleinen Lampe, die an den glänzend schwarzen Pferdeköpfen des Herdhimmels hing. Sie trat zu Alheid.

„Sei nett. Unterhalt' mich ein bißchen. Irgend etwas wird doch sogar bei euch passieren.“

Langsam wandte Alheid ihr Gesicht. Und als sie das lachende Läröchen sah, fand der Zorn, der in ihr kochte, Worte: „Schimpf und Schande habt ihr über unser Haus gebracht!“

„Ja, Gerd ist ein unnützer Bengel —“

„Sweig still von Gerd! Du bist nix besser. Meinst, ich hab' das nicht gesehn, wie du allen Mannsleuten zugeplink-augt hast?“

„Ich, eueren Mannsleuten Blicke zuwerfen?“ Sophee lachte. „Geh, Alheid, du bist ja bloß eifersüchtig auf mich —“

„Eifersüchtig?“ — Alheid, die einen Kopf größer als ihre Nichte war, richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf. „Eifersüchtig? Ne, auf dich nicht.“

Sophee wiegte sich in den Hüften. „Nun, ganz garstig bin ich doch nicht. Man könnte eifersüchtig auf mich sein, — wie?“

„In Hamburg, — das mag sein. Hier zu Lande fragen die Mannsleute nix nach Dorns, die sich wegmeißen.“

Ein grünliches Licht funkelte in Sophees Augen.

„Du, sag' das noch mal. Werf' ich mich weg?“

„Ja! Das tußt du! Euere Muttersprache hab' ihr verlernt in der Stadt, ihr Klünders — und euere Schamhaftigkeit auch.“

Einen Augenblick sah Sophee Alheid mit weit offenen Augen an. Dann lachte sie böse auf und huschte durch den Rauch, der das Innere des Hauses ganz erfüllte, in die Stube zu ihrer Mutter.

„Fals un flecht,“ sagte Alheid ihr nachblickend, „fals un flecht.“

Ihrem harten, geraden Sinn machten die Verwandten nichts vor. Sie wußte, warum Trina, die seit ihrer Heirat nicht mehr heimgekehrt war, jetzt plötzlich im Vaterhause bleiben wollte und mit Gefühl von Blutsverwandtschaft sprach, — sie durchschaute

auch Trinas Kinder. Aber da war nichts zu machen. Trina war immer Korts Lieblingschwester gewesen.

„D, Badder, mien Badder, nu du dr nich mihr büßt, mag ik oof nich mihr in mien Baderhuus sien. Ik wull, ick wull so gern! Janfredrik Holm harr dat hüt all festmaakt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Schellenmarkt auf der Eck.

Ein Pfingstbrauch im Schwarzwald. — Mit Abbildungen nach Photographien von K. Otto.

Auf der Wegscheide von Elz und Kinzig, wo man weit hineinsehnd in die Täler und Höhen des Schwarzwaldes, steht einsam, auf freiem Plan, das Gasthaus „Zum Köhler“. Das

lustiges Feilschen und Handeln an, ein Anpreisen und Probeklingeln, daß die Luft tönt und schwirrt! Denn es ist den Hüttern eine gar wichtige Sache um das „Geläut“, das ihnen den

ganzen Sommer über ins Ohr klingt — verschieden wie die „Gehöre“ sind die „Geschmäcker“ — der eine hat gern einen tiefen, vollen Klang, der andere lieber ein lustig helles Geklingel, das ihm sagt, wo dieses oder jenes Stück der stattlichen Herde gerade steht.

In Stube und Tanzsaal des „Köhler“ aber sitzen die „Alten“ — je nach dem Geschlecht bei Kaffee oder Bier — und vor dem Hause haben liegende Händler ihre Tische aufgeschlagen; Zigarren und „Becken“ und allerlei „Andenken“ für die „Städter“, die heraufkommen, liegen säuberlich und möglichst verlockend



Das „Köhler“ auf der Eck.

ganze Jahr hindurch führt's ein beschaulich Leben, ob auch mancher schöne Tag ihm Gäste bringt, einmal im Jahre aber, am Pfingstsonntag, da hallt die Wiese wider von Lachen, Singen und Glockenklang, da klimmt aus der Tiefe der Menschenstrom empor, da naht's auf allen Pfaden im Feiertagsstaat, um nach uraltem Brauch eine seltsame Feier zu begehen: der Schellenmarkt oder das Glockenfest auf der Eck.

Aus der ganzen Umgegend, oft auf stundenweiten Wegen, strömen die Hirtenbuben und -mädchen zusammen, ihre Herdenglocken schwingend, und manch einer trägt einen ganzen Kranz verschiedener Glocken wie ein klingendes Ketten um den Hals.

Bauernmädchen des Elztals.

Da hebt nun auf der Wiese vor dem Hause ein



Kapelle in Hofftetten bei Haslach.

ausgebreitet darauf. Das „Zügle“, das gemütlich durchs schöne Elztal trottet, hat zum Schellenmarkt eine bunte Menge herbeigeschleppt. Neben den Stadtleuten die Bauern in kurzem Kittel und Filzhut, und „Wibervölker“ in Bandhaube oder Strohhut, mit goldgesticktem „Halsmantel“ und weißen Bauschärmeln, den „Tschoben“ mit den wattierten Ärmeln und das unvermeidliche Körbchen über dem Arm. Der Schwarzwald ist ja noch immer reich an malerischen Volkstrachten, und wenn auch leider schon manche moderne Geschmacklosigkeit dabei unterläuft — im ganzen sind diese Trachten schön!

Elzach, das hübsch gelegene Industriestädtchen, das schon 1234 unter dem Namen Elza bestand und 1490 leider ein



Sirtenbuben beim Schellenmarkt.

Raub der Flammen wurde, so daß von allen mittelalterlichen Urkunden nichts übrig blieb und unter den Häusern nur die gotische Kirche aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts als ein Überbleibsel alter Baukunst hervorragt, ist Endstation der kleinen Bahn.

Hier ergießt sich der Menschenstrom aus den heißen, engen Wagen ins Freie, um auf der großen Elzthalstraße weiter zu fluten, die vom Oberprechtal an in unendlichen Windungen und Schleifen zur Wasserscheide emporsteigt und dann wieder abwärts, ins Gutachtal führt.

Das Gutachtal, durch das die muntere Gutach der Kinzig entgegeneilt, ist eins der lieblichsten Täler des doch an Naturschönheiten so reich gesegneten Schwarzwaldes. Eine etwa zwei Stunden lange Strecke dieses Tales wird um ihrer Anmut und Fruchtbarkeit willen das „Himmelreich“ genannt. Wiesen, von tausend Blumen bunt, wechseln mit Wäldern, darin die Edelranke in großer Zahl vorkommt; Fruchtgärten reihen sich aneinander und bieten im Frühling, wenn alles in Blüte steht, einen zauberischen Anblick, und aus dieser Umrahmung von Grün und schneeigem Weiß lugen altechte Schwarzwaldhäuser und Gehöfte, daraus die Frauen in ihrer ehrwürdigen Tracht zur Kirche schreiten. Voller Farbenfreudigkeit ist diese Tracht! Die blauen und roten Halsmäntel werden noch mit grünem Band geziert, unter dem dunkel gefütterten Rock leuchten blickblaue Strümpfe hervor, und auf den breiten Strohhüten sitzt eine ganze Gesellschaft dicker roter oder schwarzer Wollrosen. Manch feines, junges Gesicht schaut einen unter dem Strohhut an — die Mädchen gedeihen lieblich inmitten der friedlichen Schönheit ihres Tales. Kein Wunder, daß ihre taufrische Schönheit so oft in Poesie und Prosa besungen worden ist, wie denn der Schwarzwald selbst mit seinen finsternen Tannen und kristallklaren Bächen, darin die Forellen springen, mit seinem unerschöpflichen Sagenschatz, seinen Ruinen und stillen Tälern so manchen Dichter und Sänger seiner Reize gefunden hat. Namhafte Schriftsteller haben ihre Kunst fast ausschließlich in den Dienst des Schwarzwaldes gestellt, der bekannteste von ihnen ist wohl Berthold Auerbach gewesen, dessen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ zahllose Auflagen erlebten und von vornehm und gering mit der gleichen schwärmerischen

Begeisterung verschlungen worden sind. Auch Hermine Billinger ist ein Schwarzwaldkind und hat mit tiefem Verständnis und son-nigem Humor die Leute ihrer Heimat geschildert, und Wilhelm Jensen hat uns ein aus persönlicher Anschauung und Erfahrung geschriebenes Wanderbuch über den Schwarzwald geschenkt, das denen, die gern mit Rucksack und Knotenstock durch die deutsche Heimat wandern, freundlich und verständig die besten Wege weist.

Doch zurück zum Glockenfest!

Ein halb Stündchen braucht's nur, um von Elzach aus das „Röhle“ zu erreichen; wer aber unternehmend ist, macht wohl einen Abstecher nach dem idyllischen Hofstetten oder nach der „Heidburg“, von der man einen herrlichen Blick auf die wellig auf und ab steigenden Waldzüge genießt. Manch einer sucht wohl auch das „Waldkapellchen“ auf, in dem sich's unter Wipfelrauschen und Windeswehen gut schlafen mag nach dem Wanderweg des Lebens. Zum Glockenfest kommt auch der Säumige wohl noch zurecht, denn es nimmt erst nach dem Nachmittags-gottesdienst seinen Anfang, und doppelt verlockend winkt das „Röhle“ dem, der müde geworden ist auf der holprig steilen Straße. Von weitem schon hört er den Lärm, der ums „Röhle“ tobt. Wie los-gelassen sind die Buben und Maidle. Müßen sie doch den ganzen Sommer über, vom 1. Mai bis zum „Gallustag“ — 16. Oktober — gar einsam in ihrer Hütte hausen. Da bricht nun beim Glockenfest die verhaltene Jugendlust mächtig hervor, und ob auch der Hüte-junge nie Tanzstunde gehabt, beim Tänzchen im „Röhle“ bleibt er nicht zurück, da schwenkt er sein Maidle, mehr kräftig als kunst-gerecht, daß die gefältelten Röcke nur so fliegen.

Das Tänzchen ist der Ausklang des Festes. Früh muß der Hütebub munter sein, mit der Sonne beginnt und schließt er den Tag, und so hat auch sein einziger Festtag im Sommer, der Schellenmarkt, ein zeitiges Ende! Beim „Zunachten“, wenn die Dämmerung kommen will, machen die Hirten und Maidle sich auf den Heimweg.

Bergauf und bergab ziehen sie, in die sinkende Nacht hinein, und schwingen leise die Glocken. Das ist ein seltsames Tönen und Klingen, ein Frage- und Antwortspiel von einem zum anderen, ein letztes Jauchzen und Schluchzen und Verklingen nach all der lauten Jugendlust. Ein ganzes Jahr wird vergehen, ehe zum anderenmal die Hirten zum Schellenmarkt ziehen. Kann manches geschehen in der langen Zeit, Gutes und Schlechtes. B. P.



Am Kreuzste.



Sirtenbuben in ihren Regenmänteln.

Abschied.

Und wie aus einem ewigjungen See
Kommt jeder Tag und trägt in sich das Ende.
Und jeder Weg hat eine bittere Wende,
Und jede Seele ihr Gethsemane.

Wir standen lichtdurchbraut im Blüten Schnee
Und schritten durch des Frühlings Duftgelände —
Und drückten zitternd unsere heißen Hände,
Sich'ommermüd' und krank vor Herbstesweh.

Wir wollen Abschied nehmen ohne Klagen.
Laf mich ein letztes liebes Wort dir sagen,
Das löst den frühlingsfrühen Liebesbund:
Bald wird ein dunkler Winter um mich sein.
Ich hab' dich lieb. Ich gehe ganz allein
Und segne dich aus meines Herzens Grund.

P. Walter Frey.

Die Schöpfungstage.

Von Wilhelm Bölsche. — Mit Illustrationen von Heinrich Harder.

IV*).

Die Erde bringe hervor lebendige Tiere . . .“
Auch dieser Satz des Mythos umschließt wieder eine echte Empfindung aus den Kindertagen der Menschheit. Wohl wußte der einzelne in seinem Menschenstamm schon, daß, wie Flamme an Flamme, so Menschendasein sich stets nur wieder entzündete an Menschendasein. Aber galt das auch für alle feindlichen, jäh auftauchenden Menschen von fremdem Stamm? Hier kamen schon Zweifel. Menschen, noch mit halben Fischleibern, sollten aus dem Meer gestiegen sein. Es hatte einer Drachenzähne eingepflügt und aus der Furche waren Menschen aufgewachsen. So tauschte die Sage, man wußte nicht: was war Wahrheit. Aber ganz gewiß schien eines: für die Tiere der Erde galt jenes Flammengesetz noch keineswegs allgemein. Die Erde brachte noch unmittelbar Tiere hervor, wenn ihre Stunde kam. Der Mensch trat aus seiner Hütte und beschaute seinen grünen Acker, da waren plötzlich Myriaden von Heuschrecken darauf, eine ekle Schicht unerfättlicher Fresser, die in kurzer Frist alle Erntehoffnung daniederzuschlugen. Ein andermal waren es Mäuse, Myriaden von Mäusen, die aus allen Nischen seiner Scholle krochen; sie fraßen alles fort, Hungersnot entstand, ein Volksstamm mußte auswandern, seine Häuser, seine Stadt verlassen, überwunden von der nicht endenden Zahl dieses Gezüchts, das wie ein Schneegestöber dahersetzte. Das konnte nicht auf gewöhnlichem Wege geschehen! Die Erde selbst spie Tiere, die Scholle zeugte Heuschrecken, zeugte Mäuse, sie „brachte hervor lebendige Tiere“.

Es war ein zäher Gedanke, der hier in den Mythos einging. Noch in dem Jahrhundert Galileis und Spinozas hat er zu ernsthaften Kämpfen in der Naturwissenschaft geführt. Heute noch weicht hier und da der Bauernverstand widerwillig und langsam erst der Forderung unserer Forschung, daß ein Insekt, ein Säugetier nicht fix und fertig aus einer Hand voll Erde vor unseren Augen hervorgehen könne und daß das Naturgesetz erst tausend und tausend Formen noch über die erste einfache Zelle hinaus bilden mußte, um sie endlich herauszubringen.

Von all' dem Tiervolk aber, das der junge naive Mensch damals, in der Wiegenstunde unseres Mythos, der Akerfurche selbst zuschrieb, war ihm ein Wesen gleich zu Beginn am meisten verhaßt. Es war eine kühle Wüstenmacht unter den kalten Sternen. Er aber hatte sein Feuer angezündet, um sich zu wärmen. Es war das Höchste seiner Kultur. Fromm erhob er seine Hand zu der heiligen Flamme. Dort oben, wohin sie strebte, dort wohnten die schützenden Götter, die dem Menschen wohlwollten, dort war das ewige Weltenlicht, auch jetzt in der Nacht, hoch über all' den Sternen. Da auf einmal ein markerschütternder Schrei. Aus der nacht-

verhangenen Wüste war es lautlos herangetrochen, lange, sich windende Gestalten mit züngelnden Köpfen. Jäh wie der Blitz fuhr solch' ein Kopf zu, und wie der Blitz den stärksten Mann lähmte, so verzehrte den Berührten plötzlich ein freßendes Gift. Das war die Schlange . . .! Die Sandvipern der Wüste, die der Lichtschein gelodt! Ihm war es die schaurigste Mißgeburt der zeugenden Erde. So unverhofft, so unberechenbar wie hier aus der schlummernden Wüste, so kriecht die Schlange wenige Zeilen später noch in den biblischen Mythos selbst. Sie schießt urplötzlich aus dem Laub des Paradieses und vergiftet die unschuldigen Seelen der ersten Menschenkinder. Woher stammt sie? Es ist, als stehe sie einsam da, noch außer Gottes Schöpfung. Als der Mensch diese Legende ersann, sah er tatsächlich schon zurück auf lange Jahrtausende der Beschäftigung mit der Schlange. Er hatte sie gehaßt, gefürchtet. Er hatte ihr den Kopf zertreten, wo er konnte. In seiner Ohnmacht vor ihrem ewig neuen lautlosen Höllenangriff hatte er sie zum Gott der Finsternis erhoben, hatte ihr Bildsäulen errichtet, ihr geopfert. Sie war der Gegenpart des Lichtgottes, der Schwarze, die gespenstisch herankriechende Nacht, der Fluch der im geheimen zeugenden dunkeln Scholle. Wie heute noch sein Blut, so hatte sie einst das Herz des Menschen vergiftet, hatte es durchsezt mit Nachgedanken.

Seltames Märchen der Weltzusammenhänge! Als der Mensch mit diesen Gedanken zu ringen begann, da ahnte er nicht — und viele Jahrtausende lang sollte er es noch nicht ahnen — daß in diesem wilden Gegensatz seines aufstrebenden Menschentums und der tückischen kriechenden Schlange, die ihn in die Ferse zu stechen suchte, eine letzte Welle brandete — schon ins Vergeistigte hinein brandete — eines wunderbaren Wettkampfes, der sich vor Jahrmillionen einmal auf dieser Erde zugetragen hatte und an dessen Gefahr wie Sieg er selber, allerdings als tief verschlossene Knospe, schon einmal entscheidend beteiligt gewesen war. Dieser Kampf war der große Rivalitätskampf um die Palme der Erdherrschaft zwischen dem Reptil und dem Säugetier in dem großen Sekundärakt des Dramas der Erdgeschichte.

Drei Weltentage umschließt dieser Akt, jeder Tag mindestens vier Millionen Jahre lang. Als der erste heraufdämmert, da versinken hinter ihm in der Nacht des Ausgelebten die kristallinisch starren, einformig grünen Farnwälder der Stein Kohlenzeit. Als die Sonne des letzten verglüht, da verglüht sie auf den bunten Blütenhainen der Tertiärzeit. Dazwischen hat jeder der drei Tage gleichsam seine charakteristische Farbe. Bei der Triasperiode, dem ersten Tag, denken wir an das tiefe durchsättigte Rot, das aus dem schönen Trias Sandstein des Heidelberger Schlosses, des Straßburger Münsters wie versteinertes Blut glüht. Bei der Juraperiode weilt der Blick

*) Vergl. Nr. 14, 16 und 18 dieses Jahrganges der „Gartenlaube“.

auf einem fahlen Gelbbraun — den wie in blaffer Sepia getuschten Felsen, wie sie über die Bahn hängen, die in den langen Grat des Juragebirges einschneidet. Mit grellstem Weiß ragen die Kreidelippen Nügens, der uralte verhärtete Tiefseeschlamm der Kreideperiode, aus dem silberblauen Meer von heute. So liegt der Schutt dieser drei Weltentage über der Erde gehäuft. Doch wir schlagen mit der Hacke in den Schuttberg, und aus der geöffneten Schichtenfolge bricht eine große Platte alter Oberfläche. Geheimnisvolle Schrift steht darauf. Kreuz und quer über die Platte ziehen sich ungeheure dreizehige Fußspuren, einigt dem weichen Uferschlamm tief, daß die Ränder quollen, eingepreßt. Halbmeterlang ist gelegentlich eine solche Tafe. Die Schritte, die ihr Träger gemacht hat, spannen bis zu zwei Metern.

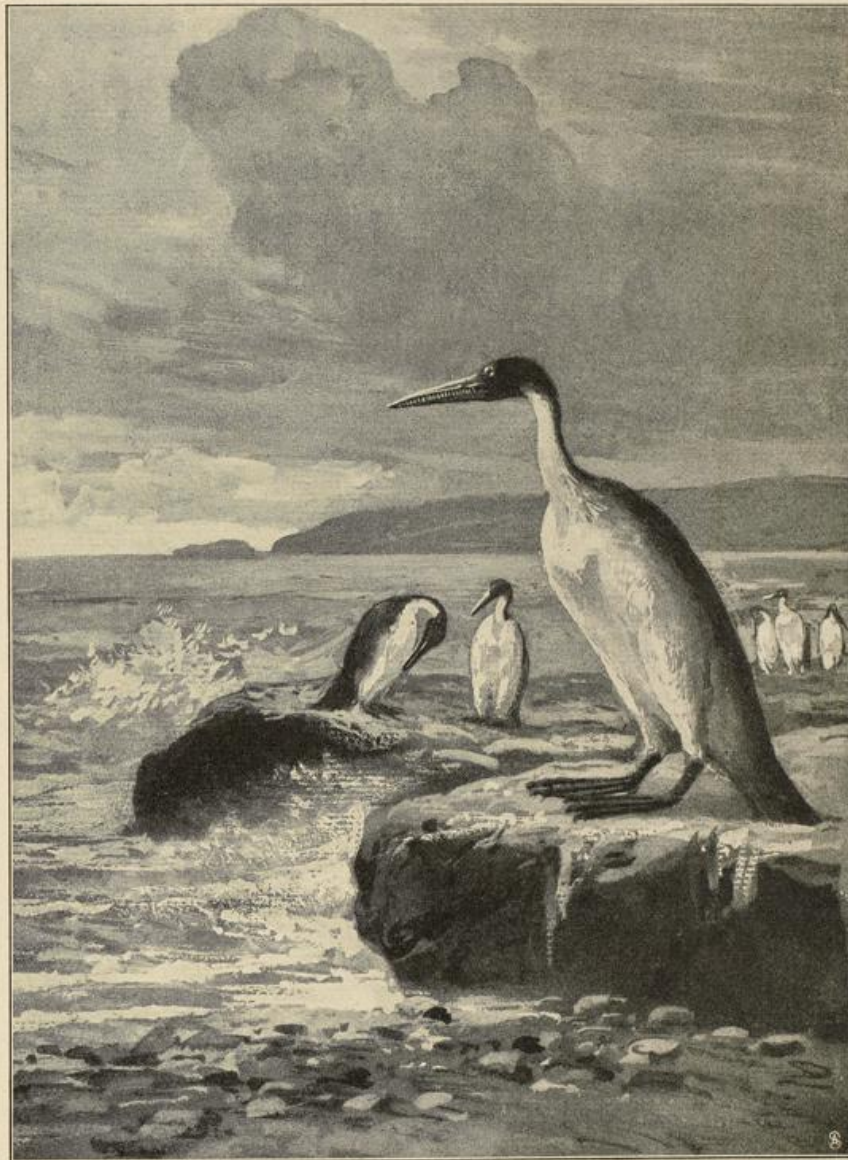
Unwillkürlich geht das Auge über der Platte in die Höhe und mißt den Luftraum, den ein nach Menschenart aufrecht wandelndes Wesen (und gerade diese größten Fährten stapfen nur zweibeinig) entsprechend dieser Sohlenlänge durchragt haben müßte. Man wird auf fünf, sechs Meter raten müssen; wenn diese Urweltler auf einem „kleinen Fuß“ lebten, noch mehr.

Wir kennen sie heute, die Wandler im roten Stein, als er noch rötlicher Schlamm war. Im Museum zu Brüssel stehen ihre Skelette — Skelette zehn Meter langer Riesen, die in der Tat auf den Hinterbeinen einherschritten wie wir. In dem gleichen Schlamm, der ihre Tafen abzeichnete, sind sie gelegentlich ganz versunken. Ihre Hautkämme, ihre fetten Bäuche sind verfaut, nur das geschwärzte Gerippe blieb in dem verschlingenden Grunde stecken, als er selber zu trockenem Stein wurde. So sind sie bis auf uns gekommen, zufällig aufgeschachtet, als der Bergwerksbetrieb ihr Grabgewölbe durchsägt, das sie seit sieben Millionen Jahren umklammert hielt. Diese Iguanodonten, wie man sie getauft hat, waren Reptile, am ehesten für unsere Zeit noch zu

vergleichen aufrecht schreitenden Riesenkrocodilen. Zum erstenmal war mit solchen Formen das feste Land erobert von wirklich großen, das Feld beherrschenden Tieren. Alles, was im Steinkohlenwalde zuerst das Trockene bestiegen hatte, war ein Insektenstamm gewesen: die Schnecken, die Tausendfüße, die Insekten. So hoch es auch Ameisen und Bienen im Insektenstamm gebracht haben mögen, sie blieben Kiliputer, die höchstens einmal durch Massenansammlung wirkten. Noch die

ersten aufklimmenden Amphibien und Reptilien selbst waren winzige Gesellen gewesen. Aller große Fortschritt im Lebendigen scheint ja über solche Kleinen zu gehen. Jetzt aber kam hier das Erstarren der Kraft. Mit der Sekundärzeit beginnt bei dem Reptil auf dem Festlande die Größe des Individuums. Die Iguanodonten kletterten nicht mehr mit kleinen Füßchen am himmeltragenden Baumstamm aufwärts, sie reckten sich vom festen Erdenstand empor und rissen die belaubten Äste herunter.

Mit einem ganz anderen Größenmaß, das andere Bedürfnisse und andere Macht schuf, begann das alte kaleidoskopische Formbildungsspiel jetzt ganz anders und wahrhaft ungeheuerlich im Ergebnis einzusetzen. Bald wurde der



Hesperornis.

ganze Körper in einen undurchdringlichen Panzer gehüllt; die Schildkröte führt uns das noch heute anschaulich vor Augen. Oder aus der Haut wuchsen Igelstacheln, wie Lanzen; den Rücken schützten kolossale Knochenplatten, senkrecht aufgebäumt, wie ein Molchamm; Ochsen- und Rhinoceroshörner bewaffneten den Schädel; aus dem Maul bogen sich lange, krumme Walroshauer; der lange schwere, straff bewegliche Schwanz schmettete Bäume über den Häufen; die Fußknochen bauten sich bald fein und steil empor, wie bei Störchen oder Springmäusen, bald sanken sie schwer mit Hufen, wie bei einem Rhinoceros, auf den Plan. Schob die Schildkröte sich beinahe zur kugelförmigen Kugel zusammen, so neigte umgekehrt bei anderen der

Riesenleib zu einer schier endlosen Streckung, es tauchte schon die bis heute noch so bedeutsame Schlangenform auf. Gerade in dieser Gestalt sind in der Kreidezeit märchenhaft lange Drachen auch wieder nach jener schon früheren Methode des Ichthyosaurus in das Meer zurückgeführt und haben die Gestalt der Felsengebirgsinseln im damaligen Nordamerika in Form fast regelrechter Seeschlangen mit beinahe zweihundert Fuß Länge als „Mosasauriden“ umkreist. Wo eine solche Seeschlange die Flut fieden machte im rasenden Ansturm hinter einem großen Fisch her, da schauten von den Uferklippen gleichzeitig seltsame anderthalb Meter hohe Vögel, in langen Reihen, wie unsere flugunfähigen Pinguine und Riesenalke, herab: das war der „königliche Westvogel“ (Hesperornis) — wie der Entdecker, der zuerst sein versteineretes Gebein wieder auffand, ihn getauft hat — selber noch ein echter Reptilspieß, der im Maul eine lange Reihe starrer Saurierzähne trug, gleich dem älteren Reptilvogel Archäopteryx; im ewigen Auf und Ab der Dinge hatte er aber schon einmal wieder das Fliegen abgeschafft und war als fischender Taucher fast ebenso zum Meerleben zurückgeführt wie die schwimmende Mosasaurusseeschlange selbst.

Wer aber im Lichte dieses wunderbaren Weltentages tiefer landeinwärts gewandert wäre zum Ufer sumpfiger und üppig krautbewachsener Süßwasserseen, der wäre dem Tollsten dort gelegentlich begegnet, was das reptilische Landwachstum auf der Höhe seiner äußeren Kraft sich geleistet. Der Brontosaurus hätte sich ihm gezeigt, der typische Drache, wie ihn heute Wagners Siegfriedsbildung braucht. Auf vier hohen Krokodilbeinen ein schaufelnder Tonnenleib, an den von der kolossal entwickelten Beckengegend an ein Schwanz sich schloß, so massiv und dick, als fange hier jenseit der Hinterbeine noch einmal ein ganzes zweites Tier an, während umgekehrt ein giraffenartig endloser feister Hals in einem Köpfschen endete, das man sich eher als Schwanzgabel hätte denken mögen. In der Tat lag die nervöse Zentraleitung dieser verwackelten Maschine offenbar nicht mehr so im Gehirn, als vielmehr im sehr viel stärkeren Rückenmark der Beckengegend. Was dieses „Schwanzgehirn“ dirigieren mußte, waren dem Gewicht nach ungefähr 20000 Kilo, bei gegen hundert Fuß Länge. Die Phantasie erlahmt etwas vor diesem Brontosaurus, der „Donnereschke“, wie das Wort übersetzt heißt! Der Boden muß unter ihr gedonnert haben, und wo sie in den Wald brach, fielen die Bäume wie vom Blitz. Aber auch die Phantasie der Natur war mit ihrem Reptiltypus offenbar hier bei einer gewissen Grenze angelangt. Indem sie einen Berg belebte, drohte ihr, daß sie lebendig versteinte.

Vom Kolos, dem Elefanten, wird erzählt, daß er dem Tiger mutig begegne, aber sich in rasender Angst vor der winzigen Maus scheue. Hat den Brontosaurus vielleicht auch dieser instinktive Schauer sitzen lassen, wenn aus dem Astloch des morschen Araukarienbaumes, den er umstürzte, ein mausgroßes Geschöpfchen sprang und sich mit ein paar pflüßig verwegenen Sägen auf einem anderen, widerstandsfähigeren Urwaldriesen in Sicherheit brachte? Dieses kleine Wesen mit seinen geschmeidigen, wunderbar zielsicheren Bewegungen und seinen scharf spähenden Augelchen war im unscheinbaren Zwergengewand zwischen all den täppischen reptilischen Riesen dieses Weltentages doch schon der „heimliche Kaiser“. Es war — das Säugetier.

Gleich dem Urvogel Archäopteryx trug es auch in seiner Brust tief verwahrt schon das Geheimnis der eigenen Heizung, der inneren Körperwärme, die dauerte, während auch der riesige Brontosaurus nur in der Sonnenhitze seine Leibesmaschine ordentlich geheizt bekam, in der kühlen Nacht aber auch innerlich von Kälte starre bis ins Mark. Wie der Vogel durch seine aus Schuppen entstandenen Federn, so wahrte dieses mäuschhafte Säugetierchen diese Innemwärme mit einer mindestens ebenso guten „Raffeeckenhaube“, nämlich mit gewissen Hautgebilden, die anfänglich noch zwischen den Schuppen und in ihrer Lage beeinflusst von diesen sich herausgebildet hatten: den Haaren. Das Mäuschen trug einen

schützenden Pelz! Am Bauch hatte es damals noch einen Hautbeutel, in dem es wie in einem angewachsenen warmen Nest sein Junges oder gar erst ein Ei, in dem dieses Junge reifte, schleppte, wie heute unsere Beutel- und Schnabeltiere es noch tun. Leistungsfähiger als bei sämtlichen Reptilien war im Köpfschen das Gehirn, feiner das Geruchsvermögen, vielseitiger das Gehör, und entsprechend nach einer praktischeren Methode an den Schädel angelenkt der Unterkiefer.

Bei alledem verleugnete sich nicht, daß auch Beutelmäuschen mit dem schlaun Hirn und warmen Herzen ursprünglich einmal selbst vom Reptilienvolk ausgegangen war. Ganz früh, als die Reptile selber noch klein und äußerst entwicklungssehrig waren, hatte es sich von einer besonders glücklichen Ecke dort abgespalten. Wahrscheinlich war es in der Nähe gewisser Saurier geschehen, deren Knochenreste wir heute besonders in der Gegend der Burenkreuze und der Diamanten finden, im Kapland, Saurier, die noch lange Zeit verdächtige Säugetiergebisse sich bewahrt hatten und auch im Unterkieferanschluß verrieten, daß sie „dabei gewesen“ seien. An allen drei Schöpfungstagen der Sekundärzeit, dem roten, braunen und weißen, die ganzen zwölf Millionen Jahre durch, haben dann diese Beutel- und Schnabeltiermäuschen schon ganz still und klein, wie ein kluges Zwergenvolk, in den verborgenen Felsklüften der blauen Berge mitgelebt und neben den Reptilien hingelebt. Sie warteten auf ihren „Schöpfungstag“. Nicht einen Tag im Sinne jenes alten Jugendtraums der Menschheit, wo durch eine unbegreifliche Kraft plötzlich die Scholle Mäuse oder Hasen hervorgehen ließ. Wohl aber auf den Tag, wo ein großartiger Wechsel der Bedingungen ihnen (den längst vorhandenen) plötzlich wunderbaren Raum geben sollte, sich zu entfalten und alle jene kaleidoskopischen Möglichkeiten, die vorher die Reptile bewahrt, auf einer höheren, das Reptil im ganzen überbietenden Stufe neu von sich aus jetzt durchzuführen.

Die Geschichte der Schöpfung durch die Logik des Naturgesetzes erzählt uns nicht bloß vom Werden. Durch ihre Saiten rauscht auch das Lied des Vergehens. Wer nur eine gewisse Spanne des großen Weges überschaut, der knüpft an dieses Vergehen die ewige Resignation. Alles Gewordene ist wert, daß es wieder zugrunde geht. Es scheint doch ein trauriges Spiel. Wer aber tiefer blickt, wer von der wunderbaren Kraft des modernen Menschen, Millionen von Jahren in eins zu schauen, Gebrauch macht, der gewahrt ein Drittes noch über jenen beiden Begriffen des Werdens und der Vergänglichkeit. Er gewahrt den Fortschritt, in dem auch das Vergehen nur eine Stufe, nur ein Mittel ist. So erscheint in unserer menschlichen Kulturgeschichte ein Volk auf leuchtender Höhe, etwa die Griechen. Eine Weile erhält es sich wie ein vollendetes Gebilde von lauterster Harmonie. Plötzlich aber ändern sich die Anforderungen. Das Volk sinkt herab, sein harmonisches Dasein zerbricht scheinbar roh. Wie eine furchtbare Mahnung segt der Sturm der Vergänglichkeit durch die zertrümmerten Säulen. Andere Völker drängen sich brutal im Moment vor auf der Weltbühne, es droht ein großes Chaos. Aber Jahrhunderte gehen wieder hin. Und aus dem Wirrwarr hebt sich wie ein Phönix eine neue Kulturblüte: die Renaissance. Alles Höchste des Griechentums zeigt sie wieder auflebend gerettet und sie zeigt es doch zugleich innerlich fortgeschritten; sie hat das Liebesideal des christlichen Gedankens, das erweiterte Erdbild, eine höhere Technik, neue Kunstziele, neues Sehen, kurz all die großen Errungenschaften seither vermählt mit dem besten Kern des Alten. Trotz aller Vergänglichkeit hat der Kulturgang nichts verloren, sondern er ist reicher geworden, ist um eine ganze Fortschrittsstufe heraufgerückt. Eine Harmonie hat sich gelöst zugunsten einer höheren, vollkommeneren, die viel weiteren Anforderungen genügt.

Griechenkultur — und der Brontosaurus mit seinen 20000 Kilo Fettauswurf am Ufer eines vorweltlichen Sees — sind das aber nicht sinnlose Vergleiche? Doch das ist ja eben das Allertiefste, Allerbedeutungsvollste einer geläuterten und wahrhaft

vereinheitlichten Naturauffassung, daß sie überall die starke Hand des gleichen Gesetzes erkennt. Vor der Allgegenwart dieses Gesetzes in Zeiten und Räumen wird der schöne Psalm- spruch wirklich wahr von den Flügeln der Morgenröte, die dich doch nur wieder dahin führen würden, wo es „auch da ist“. Es ist auch im Brontosaurus.

Auf der Höhe ihres Schöpfungstages stellen auch diese Reptile in ihrer Weise eine gewisse Harmonie dar. Ein gewisses Maximum der allseitigen Anpassung ist von ihnen erreicht, und überall spielen sie schon rein durch ihre Menge und Größe eine Herrscherrolle. Sie bewohnen die ganze Erdkugel; von Spitzbergen bis Neuseeland liegen heute noch Ichthyosaurus- knochen. Im Wasser räubern jene Ichthyosaurier und Mosasaurier nach Fischen und Tintenfischen. In der Luft jagen die Pterodactylen das fliegende Insektenvolk. Auf dem Lande traben jene Drachen, denen aus keiner anderen Tiergruppe auch nur annähernd ein Gegner bestände. Gewiß ist das Wort Harmonie nicht aufzufassen im Sinne eines absoluten inneren Friedens. Den pflanzenfressenden Saurier beschleicht im Busch eine Räuberbande echter Tiger- und Löwenaurier mit bösem Raubtiergebiß. Aber dieser Gegensatz im eigenen Hause hält sich doch in ähnlicher Balance, wie es etwa bei unseren wilden Säugetieren vor dem Eingreifen des Menschen mit Löwe und Antilope in Südafrika war: der Löwe allein rottete die Antilope niemals aus, sondern es hielt sich alles in einem gewissen durchschnittlichen statistischen Grundstand. In der Überreife der Reptilherrschaft (in die Kreidezeit hinein) nahm aber an gewissen Stellen selbst diese belanglose Selbst- dezimierung allmählich ab. Wie für den Elefanten schließlich der Löwe nicht mehr in Betracht kommt, so hat der Bronto- saurus zuletzt wohl kaum noch Angreifer gehabt, da er zu kolossal wurde. Die Pterodactylen in ihrem Luftgebiet brauchten sich untereinander so wenig zu fressen wie unsere Fledermäuse, da sie im absolut unterjochten Insektenvolk Nahrung genug fanden, und mit den Ichthyosaurieren ging es in gewissen Meeresgebieten, wo Überreichtum an wehrlosen Tintenfischen war, zweifellos ebenso. Erfolg war hier und da ein unverkennbares Abwärtstreiben. Die Riesendrachen, gegen die keiner mehr auffam, ver fetteten, hypertrophierten. Bei einem Teil der späteren Pterodactylen und Ichthyosaurier begegnen wir der wunderbaren Tatsache, daß sie ihre Zähne vollständig abschafften; für ihre Ernährung genügten offenbar die schnabelartigen Kiefern allein, und Verteidigungs- waffen müssen sie viele Jahrtausende lang eben nicht mehr nötig gehabt haben. Wenn das große Harmoniegesetz der Welt dauernd für die Erde auf den Sauriertypus als Zucht- material beschränkt sein sollte, so war um diesen Nachmittag der großen Zeit jedenfalls mit diesem Material das Luferste erreicht. Sollte die Erde in Ewigkeit nur Reptilien tragen als Krone ihres Lebens, so waren diese Reptilien jetzt auf ihrem Mög- lichkeitsgipfel der harmonischen Einstellung zu dieser Erde.

Aber die Geschichte dieses Erdsterns waren eben noch nicht zu Ende. Wie für unser Menschendasein jahraus, jahrein die Erde scheinbar ganz unverändert ihre Bahn um die Sonne abläuft, — wie aber gleichzeitig doch mit jedem dieser Jahre auch die Sonne selber ein Stückchen im unendlichen Raum fortrückt und uns eigentlich nie genau zu dem gleichen Punkt des Alls mehr zurückkehren läßt, so schoben sich auch die ganzen Erdverhältnisse damals unter der scheinbaren Dauerharmonie dieses Saurierlebens doch schließlich ganz, ganz langsam weiter, und eines Tages mußte das in überhaupt neuen Anforderungen notwendig merk- bar werden auch in dieser „Harmonie“. Es mußte an ihr zerren, sie bedrohen, sie in eine allgemeine Unruhe bringen.

Das Barometer, mit dem das Leben auch heute noch am ersten und deutlichsten auf alle allgemeinen physischen Verände- rungen in Klima, Höhe, Feuchtigkeit, Luftzusammensetzung usw. reagiert, ist die Pflanze. Das kann jeder schon am Ver- halten seiner Zimmerblumen gegen verändertes Begießen oder Belichten beobachten. Es ist eben ein wunderbar feines In- strument, solche Pflanze, von Erde, Wasser, Luft, Sonne, Wärme und allem anderen Elementarischen als echtes ältestes Elementenkind ganz anders abhängig als das erst nachgeborene Tier. Legt man das aber zugrunde, so muß sich unbedingt am dritten jener drei Saurierweltentage — in der Kreidezeit — etwas tief Eingreifendes in den gesamten Erdverhältnissen langsam geltend gemacht haben. Denn die Pflanzenwelt trat, wie ihre Reste deutlich bezeugen, damals in einen unaushalt- samen Umwandlungsprozeß ein. An Stelle der Araukarien, Palmfarne und seltsamen Ginkgobäume, die einst die ein- förmigen Farn- und Schachtelhalmwälder der Steinkohlenzeit abgelöst hatten, fanden sich immer mehr und mehr Laubbäume und echte Palmen ein. An diesen Laubbäumen begann sich vielfach die alte Methode des Samenverpulverns, die dem Wind überließ, die Geschlechter zu vereinigen, zugunsten jener wunder- samen Einrichtung zu ändern, daß Insekten durch große bunte Blüten, Honiginhalt und süßen Duft angelockt, mit dem Blütenstaub bepudert und so als Vermittler in die nächste Blüte weitergeschickt wurden, wo der Blütengriffel den Staub, an dem sich die neue Lebensflamme entzünden sollte, empfing. Mit einem Wort: die Pflanzenwelt tat nahezu damals den ganzen großen Ruck zu dem Zustand, in dem sie noch heute auf der Erde sich harmonisch erhält. Im Verlauf der Kreide- zeit wird dieser Umwandlungsprozeß so deutlich, daß es ist, als wechselte die Erde tatsächlich vom Pol bis zum Äquator ihr ganzes Pflanzenkleid. Sie bekränzt sich mit Rappel- und Lorbeerblättern, schiebt bunte Blütengirlanden in ihr Haar. Es geht etwas vor in den elementarischen Grundlagen dieses Planeten, und die feinfühligste Pflanze merkt es zuerst — sie schwingt zuerst die Mäien eines neuen Weltentags.

Auf diesen Mäienzweigen kletterte geschmeidig die kleine Beutelmaus. Unter ihnen wandelte schwerfällig der Bronto- saurus. Was sollte werden?

Georg Bangs Liebe.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Fünf Wochen sollte Georg noch zu Hause bleiben dürfen, dann kam die Fahrt hinaus nach Deutschland, hinaus ins Leben. Es waren Tage voll seltsamer, tief in den Herzen der beiden Menschen zitternder Erregung, die über Frau Marie Bang und ihren Buben nun hereinkamen. Leise und unscheinbar wie sonst in all den langen Jahren hinter ihnen, ging ihr Leben, aber es bebte in dieser Stille ein steter Abschiedschmerz, und oft entlud sich der zu einer heißen, wehvollen Zärtlichkeit.

Manchmal war Georg nun außer Haus; es galt Abschied zu nehmen von den wenigen Menschen, denen er näherstand,

von den Lehrern, denen er sein Können dankte, von ein paar Kameraden, die ihm doch mehr geworden waren als die Menge der anderen.

Und wenn Frau Bang dann während solcher Stunden allein in ihrer Küche stand oder über die Stickerie gebeugt auf dem erhöhten Fensterstuhl saß, dann kam die Einsamkeit schon zu ihr auf Besuch und setzte sich zu ihr. Emsig stichelten die fleißigen Hände in dem Gewebe, hin und her fuhr die feine Nadel längs der in blauer Farbe dünn vorgezeichneten Zeichnung des Monogramms und der Krone darüber — aber dann klang wohl ein tiefes Atmen durch das Zimmer, schwer und seltsam

zitternd im Ausströmen der Brust. Und wieder blinkte die Nadel, bis sich Frau Bang ein feiner Schleier vor die Augen legte, daß sie die Arbeit niederlegen und die Brille von den Augen nehmen mußte. Mit tränennassem Blick sah sie dann oftmals still und müde hinunter in das dunkle sommerliche Laub der beiden Kastanienbäume im Hofe. Sie sah zwischen den großen Blättern die Stiele, an denen die runden stacheligen Kugeln saßen, die schon verfärbt und unscheinbar geworden waren und die sich hier und da schon öffneten, daß ihre blanken, braunen Kerne blinkten. Und sie mußte denken: Diesmal, wenn all die Schalen plagen und die Kastanien auf den Hof hinunterfallen, dann ist er nicht mehr da. — Und sie sann zurück, die lange Folge der Jahre. Sie sah den Buben, wie er die Kastanien an lange Schnüre gereiht hatte, die dann ein Knabenspielzeug für ihn waren. Wie der Kriegsschmuck eines Regerehäuptlings sahen die trockenen, klappenden Ketten aus. Und sie sah ihn, wie er, die Taschen voll mit den prallen, glänzenden Kugeln, zu Gerolds ging und wie die Kinder dort mit den Früchten spielten.

Wie Freunde waren ihr die beiden Bäume vor dem Fenster, die ihr in stiller Sprache von ihrem Georg reden konnten.

Aber es gab auch Stunden, in denen die Einsamkeit viel herber in das Herz der Frau am Fenster griff.

Dann sank ihr wohl der Kopf vor in die Hände, und sie weinte und konnte es nicht fassen, wie denn das Leben werden sollte, wenn sie den letzten von sich ließ, der ihr gehörte.

In einer solchen Stunde war es, daß ihr, wie eine Antwort auf ihre stumme, unausgesprochene Frage ein Brief von Frau Gerold ins Haus gebracht wurde, in dem diese anfragte, ob sie Sephi am nächsten Tage bringen könnte.

So stand die neue Form der Dinge nun durch dies Schreiben klar vor Frau Marie Bang, und sie begriff, daß mit dem Kinde etwas in die stille Wohnung einziehen würde, das, wenn es ihr auch kein Ersatz für Georg war, doch jene große Einsamkeit von ihrem Herzen halten werde. Sie konnte mit Sephi von dem Buben reden, sie konnte mit ihr seine Briefe lesen und sah in ihr durch die Erinnerung an alle die Vergangenheit ein Stück von ihres fernem Buben Jugend stets um sich. Sie fühlte auch, daß damit die Sehnsucht, Georg selber stets um sich zu haben, weniger hart und schmerzvoll sie ergreifen werde. Nicht daß das Kind ihr ihn ersetzen könnte! Er war ihr Bub, der einzige, an dem sich vierzehn Jahre ihres Lebens maßten, die Sorgen dieser Zeit und ihre kleinen Freuden — was er ihr war, das konnte ihr kein anderer jemals sein, auch nicht Sephi, die Herrn Heinrich Gerolds Augen hatte. Aber das Wissen, nun nicht ganz allein zu sein, wenn diese große, herbe Leere und wenn die bange Sehnsucht kam, das tat ihr wohl. Das Wissen, daß es dann zwei Kinderarme gab in ihrer Nähe, die sie umfassen würden, und diese Augen, die ihr Leid verstanden — und die sich auch vielleicht ein bißchen mit ihr nach dem Fernen sehnten.

Gut aber sollte sie es haben hier, die kleine Sephi! Was sie dem Kinde geben konnte, um ihm die eigene Heimat zu ersetzen, das sollte es empfangen, so lang' es bei ihr war! Als wär's ihr Eigenes, so wollte sie es halten! Und wenn die Wohnung auch nur so bescheiden war, die Möbel sich mit denen der Frau Gerold nicht vergleichen konnten — ein offenes und warmes Herz sollte das kleine Ding hier finden, das war ihm nach den langen Monaten, die seit Herrn Gerolds Tod verfloßen waren, wohl nötiger als all die äußeren Dinge!

Frau Bang holte das Tintenzeug hervor, nahm Feder und Papier und schrieb an Frau Malwine Gerold, daß sie sich freue, Sephi schon morgen bei sich und Georg zu sehen. — Während sie noch schrieb, erwachten schon die kleinen Sorgen und drängten sich sachte vor ihren Kummer, der immer noch gleich einem trüben Hauch in ihr gewesen war. Der Brief sollte sogleich zur Post, damit er noch vor Abend in Frau Gerolds Hände kam. Georg war erst in einer Stunde etwa

zu erwarten — so ging sie selbst, das Schreiben zu besorgen. Und auf dem Weg spannen die Sorgen wohlthätig schon wieder weiter. Das Zimmer des Herrn Franz Schneeberger — das Zimmer hieß nun einmal so in den Gedanken der Frau Bang — das mußte jedenfalls noch heute gründlich ausgefegt und ausgelüftet werden, daß Sephi, wenn sie kam, auch alles hübsch und reinlich fand. Das Bett war neu zu überziehen, die frischen Vorhänge, die schon bereit lagen, sollten an das Fenster. Auch die Möbel wollte sie ein wenig anders stellen — es sollte freundlich sein da nebenan.

Immer neue kleine Pflichten schob ihr die sinnende Alltagsorge zu, wie eine kluge stille Trösterin war sie, die Frau Marie Bangs Gedanken unmerklich und mit mildem Zwang in neue Bahnen zog und ihr so über ihre kummervolle Stimmung hinweghalf.

Fleißig und rüstig stand Georgs Mutter bei der Arbeit, als der Bub in der Mittagsstunde nach Hause kam.

Das war eine unruhige Nacht, die Georg nun durchlebte. Der Schlaf mied den Buben, und doch, er wollte um alles die Mutter nicht merken lassen, daß er wach im Bett lag.

Seine Gedanken waren bei Sephi . . .

Er hörte die stillen, gleichmäßigen Atemzüge seiner Mutter und hörte jeden Schlag der nahen Kirchenuhr.

Einmal bewegte sich Frau Bang. Sie stützte sich ein wenig auf den einen Arm und spähte mit gehobenem Kopf zu ihm hinüber.

Ob sie es fühlte, daß er wach lag neben ihr, daß seine Sehnsucht keine Ruhe finden konnte und daß sein Herz ihm wie im Fieber schlug?

Er hielt den Atem an und schloß die Augen, die bisher träumend in das Dunkel gestarrt hatten. Die Finger zitterten ihm auf der Decke. Er drückte sie fest gegen den Stoff — ihm war es, als müßte sie das Zittern durch all das flimmernde Dunkel sehen können.

„Georg . . .?“ Ganz leise sprach sie seinen Namen. Es war ein Fragen, in dem die liebevolle Sorgeklang.

Er schwieg.

„Georg . . . du schläfst . . .?“ Noch leiser und auch ruhiger war nun die Stimme.

Und er schwieg wieder.

Er fühlte, daß es unrecht war, daß er sich so verstellte, und hätte doch kein Wort jetzt zu der Mutter reden mögen — um alles nicht.

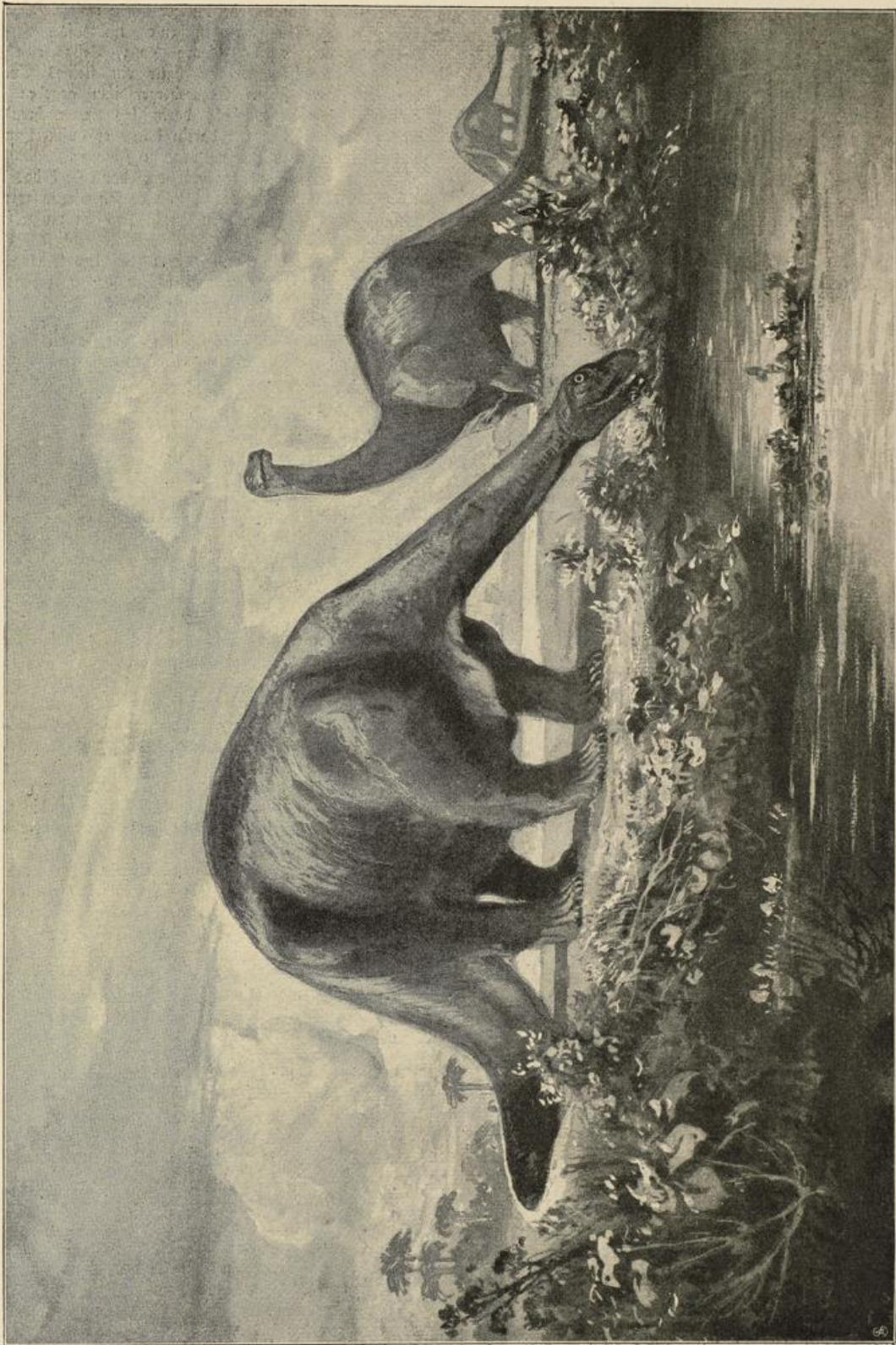
Still, unbewegt und starr, daß es ihn beinahe schmerzte, lag er noch lange da, als die Mutter den Kopf wieder ins Kissen gedrückt hatte, und als ihr Atem wieder in gleichmäßigen Zügen ging.

Dann erst ließ die Spannung, die sich um seine Muskeln und wie ein Ring um sein Gehirn gelegt hatte, nach; aber wieder, wie vorher, bauten seine Gedanken phantastische Zukunftsbilder um die Gestalt der Sephi, die morgen näher als jemals zuvor — bei ihm sein würde.

Wenige Tage nur lagen vor ihm, in denen er mit ihr beisammen sein sollte. Dann kam die Reise nach Leipzig, die Trennung, vielleicht für Jahre.

Sein Knabenherz erstarb bei diesem Gedanken. Wie eine Probe, die er von seiner Kraft und Tüchtigkeit geben sollte, erschien ihm die Zeit, die er fern von der Mutter und der Sephi, allein in dem anderen Lande verbringen würde. Seine Männlichkeit rankte sich selbstbewußt empor an diesem Bilde, aber sie schmückte sich mit den Träumen seiner jungen Phantasie.

Er sah Herrn Felix Gutkind, seinen künftigen Chef, im Geist vor sich und sah in seinen Träumereien, wie er die Anerkennung dieses Mannes im Sturm gewann. Oh, wie er arbeiten wollte! Er dachte sich Briefe aus, die Herr Felix Gutkind nach Wien an Herrn Schneeberger oder an die Mutter schreiben würde, Briefe voll stolzen Lobes über die junge zukunftsvolle Kraft, die er in dem neuen Mitarbeiter für sein Haus gewonnen habe. Und er sah vor allem das freudig



Brontosaurier.
Originalzeichnung von Heinrich Harber.

zuversichtliche Gesicht der Sephi, die neben seiner Mutter am Tisch saß und zuhörte, wie jene diese Berichte über sein Vorkommen vorlas. Er träumte weiter, wie er rasch aufsteigen würde im Hause seines Chefs, wie er schaltend und waltend in den Bücherlagern bald herrschen würde, bis Herr Gutkind dann eines Tages ihm antrug, doch sein Teilhaber zu sein! Und von all diesen Siegen, die er so auf der Bahn seines neuen Lebens errang, kamen Berichte nach Hause. Alles wußte die Mutter, und alles wußte auch die Sephi. Geld konnte er bald massenhaft senden, und wenn man von ihm sprach, dann lag ein starker Glaube an ihn in den Worten. Später aber, wenn er erst Teilhaber war, dann ließ er die Mutter und Sephi nachkommen, ja und dann — dann — Er würde vielleicht ein eigenes kleines Haus dort haben. Die Mutter würde natürlich nicht mehr stöcken. Sie würde nur so bei ihnen wohnen — bei ihm und Sephi.

Das war das Leben, das in dieser Nacht vor Georgs Sehnsucht als ein seltsames Gebilde aus Traum und Fieber bild gaulerte.

Und hatten es des Knaben wild erregte Nerven durchgeträumt, dann setzte dieses Spiel von neuem wieder ein.

Morgen kam Sephi! Morgen! Wieder schlug die Kirchenglocke da draußen ernst in hellen, klingenden Schlägen, dann dumpfer, daß die Töne zitternd verhallten. Heute schon! Ein seltsames Gefühl, in dem sich Klarheit der Gedanken und körperliche Müdigkeit zusammenfanden, hielt ihn umgriffen. Ihm war es, als hätte er sonst des Nachts, wenn er erwachte, die Dinge ringsum niemals so klar gesehen, und auch alles, was ihm durch den Sinn zog, schien ihm so hell und deutlich ausgeprägt. Und doch lag bei dem allem auf seinen Gliedern etwas wie ein schwerer Bann, ganz unbewegt lag er die lange Zeit, und alles wache Leben schien in seinem Denken auszuströmen.

Er dachte, wie anders es gekommen war seit jenem Tage, da ihm die Mutter von dem Besuch der Frau Gerold gesprochen, da sie ihm gesagt hatte, daß Sephi in das Haus kommen werde. Damals hatte er noch geglaubt, daß er in Wien bleiben würde und daß ein dauerndes Zusammensein vor ihnen läge. Nun war es anders. Nun ging er schon in wenigen Tagen fort, und nur wie eine Stärkung auf den Weg ins Leben, der jetzt vor ihm lag, war diese kurze Spanne Zeit, die er mit ihr verbringen sollte.

Als eine gütige, geheimnisvolle Fügung erschien es ihm mit einem Male, daß alles so gekommen war, daß er sie doch sehen durfte, ehe er ging, daß sein Leben, ehe es von der Heimat zweigte, noch einmal eng neben dem ihrigen schreiten durfte. Nur durch Tage, aber gerade dies schien ihm so wunderbar. Ihm war es in dieser Stunde, als lägen sein und Sephis Leben in Händen einer höheren Macht, die Religiosität in seinem Herzen, die Zuversicht und Dankbarkeit drängten danach, im Dasein hier die tiefere Bedeutung zu erschauen.

Beten hätte er mögen, aber anders als jemals vorher. Er hätte die Hände nicht falten können und hätte keinen Gedanken zum Gebet gefunden und kein Ziel dafür zu nennen gewußt. Nur, daß das Beste seines Herzens zusammenfloß in dem Gefühl einer heißen Hingabe an etwas Großes, Ungekanntes, das empfand er, und das war sein Gebet. Wie wenn sein Geist flöge, war ihm dabei zumute, und nur der eine Name — Sephi! stand klar vor ihm. —

Und am nächsten Tage kam sie endlich.

Endlos lang war der Vormittag für Georg hingegangen. Immer wieder war er ans Fenster getreten, wenn seine Mutter gerade in der Küche schaffte, und hatte in den Hof hinuntergesehen, ob denn noch immer niemand käme.

Aber es war umsonst. Nur die Späzen schilpften in den breiten Kronen der Kastanienbäume, und einmal schlich der Hausmeister im ausgewaschenen blauen Zwillichjanker aus dem Vorderhause über den Hof in das Rückgebäude. Mitten im Hof blieb er stehen, nahm die Pfeife aus dem Mund und sah langsam prüfend um sich, ob es wohl nötig wäre, die Blätter und Papierfetzen mit dem Besen zusammenzunehmen. Dann

aber entschied er zu seinen Gunsten, er spuckte mit zufriedener Miene weit von sich, schob die Pfeife wieder zwischen die Zähne und trollte sich mit bedächtiger Ruhe weiter.

Und dann war's wieder menschenleer im Hof.

Gegen Mittag ergriff Georg ganz Besitz von dem Arbeitsstuhl seiner Mutter. Er hatte ein kleines Buch in Händen, das Herr Franz Schneeberger ihm gegeben hatte, „Wie ich Buchhändler wurde“; darin las er, während die Mutter den Tisch deckte, und darein blickte er aufmerksam und ernst, wenn sie ab und zu ging in dem Zimmer.

War sie aber doch wieder draußen, dann sank das kleine Buch gar bald in seinen Händen, und er sah wieder erwartend hinaus auf den Hof, über den Sephi schreiten mußte, wenn sie kam.

Stillter und einsilbiger als sonst verlief das Mittagessen.

Einmal begann Frau Bang von Gerolds zu reden: „'s ist merkwürdig, daß sie noch nicht gekommen sind. Ich hab' gemeint, sie werden vormittag schon kommen. Freust' dich schon recht auf die Sephi?“

Georg hantierte mit Gabel und Messer an seinem Fleisch. Das ähne an dem Knochen aufstehende Stück schien gar nicht abgehen zu wollen.

Er nickte nur, ohne aufzusehen.

„Ja — Mutter . . .“

Aber das kam so ernst und erwartungsvoll, so tapfer gestehend und bekennend zugleich heraus, daß es Frau Bang seltsam ergriff. Sie sah zu ihrem Buben hinüber, der ein wenig blaß und erregt seine ganze Aufmerksamkeit dem Essen zuzuwenden schien, doch sie fragte nicht mehr. Nur ihre Gedanken spannen in mütterlichem Eifer weiter an dem Faden und gingen auf demselben Weg, den in der Nacht vorher das wache Träumen ihres Buben hingewandelt war.

Ihr Georg und die Sephi — vielleicht, daß es eines Tages noch so kam! Wer konnte das wissen . . . Und dann gleich drauf die leise Sorge: Wenn sie nur würde, wie ihr Vater war! Wenn sie nur nicht ein starkes Erbeil ihrer Mutter im Blut hatte . . . Denn gut mußte es der Georg einmal haben, das verdiente er, und nur die Beste würde gut genug sein für ihn! Sie dachte an das liebe, zarte Gesicht des kleinen Mädchens, und ihre Stirn wurde wieder glatt, die Augen wieder hell. Gut war die! Nein — die Sorge konnte sie beiseite schieben. Und da wurde aus dem hellen Blick ein leises Lächeln.

Mein Gott, der Bub! dachte sie. Wie alt war er? Noch nicht fünfzehn! Und sie trug sich für ihn mit Heiratsplänen.

Leise kosend strich sie ihm mit der harten Hand über das helle Haar. Dann stand sie auf vom Tisch, nickte ihm zu und begann das Gtzeug abzuräumen.

Um halb Vier etwa wurde draußen die Glocke gezogen, und gleich darauf hörte Georg, der mit Herzklopfen im Zimmer wartete, die Stimmen der Frau Gerold und seiner Mutter im Flur.

Nun wurde die Tür geöffnet, und die Erwarteten traten ein. Frau Gerold in perlgrauer Halbtrauer, duftig und von beinahe jugendlicher Frische. Hinter ihr an der Hand von Frau Marie Bang Sephi, deren Augen suchend durch das Zimmer gingen und nun an Georg haften.

Sie war stark gewachsen, seit sie zum letztenmal hier gewesen war bei ihrem Freunde und bei seiner Mutter, das bleiche Gesichtchen aber schien noch feiner, noch zarter geworden zu sein in dieser Zeit.

Beinahe verlegen standen sich die beiden ein paar Herzschnitte lang gegenüber. Keines streckte dem anderen die Hand entgegen, und keines sagte etwas. Nur ihre Augen ruhten ineinander, und durch die Kehle Georgs ging ein Schlucken und Drängen.

Laute Schritte klangen von draußen, und das Geräusch des Abgehens eines schweren Gegenstandes drang herein.

Das war der Hausmeister, der den Reiseforb Sephis vom Wagen unten heraufgetragen hatte.

Da wendeten sich die beiden Frauen um. Und während Georgs Mutter dem Mann sagte, daß er den Korb gleich in das Nebenzimmer stellen sollte, während Frau Gerold sich umsah in dem Raum, der nun für Sephi bestimmt war, blieben die beiden, Georg und das Mädchen, allein im Wohnzimmer zurück.

Immer noch war es still zwischen ihnen.

Da trat er zögernd auf sie zu und hob die Hand — „Sephi . . .“

Sie griff nach seinen Fingern und wollte lächeln, und brachte es doch nur zu einem Zucken um den Mund. Sie öffnete die Lippen — und schloß sie wieder. Nun ging's — nun wurde es beinah' ein Lächeln, als sie ihm wieder in die Augen sah.

„Du . . .“ sagte sie nur.

Und nun schwiegen sie wieder, während von nebenan die Stimme des Hausmeisters herüberklang, der sich für das reichliche Trinkgeld der Frau Gerold bedankte und dann ging.

„Willst du nicht ablegen?“ fragte Georg dann. Seine Stimme kam ihm seltsam fremd vor — gerade, als spräche ein anderer die Worte.

Sie nickte und nahm den Hut ab und zog das leichte Jäckchen aus. Und Georg griff danach und legte es auf das Bett der Mutter. Bei dem allem aber war ein starkes Glücksgefühl in ihm, das ihn nicht Gedanken und Worte finden ließ.

Jetzt kamen Frau Gerold und Frau Bang wieder herüber, und Sephis Mama nickte dem Buben zu.

„Du bist aber auch groß geworden, Georg! Der reine Mann bald!“ Sie lachte ein wenig. „Hoffentlich bist du immer nett und lieb zur Sephi, so lange sie hier bei deiner Mutter ist. Ja?“

Georg war rot geworden und fühlte es. Er beugte nur den Kopf — „Ja . . .!“

Frau Bang, die wieder Sephis Hand genommen hatte, mischte sich ein: Frau Gerold bleibe doch zu einer Schale Kaffee, das wäre selbstverständlich, und der Kaffee würde gleich fertig sein.

So zog denn auch Frau Gerold ihr Jackett und die hellen Handschuhe aus.

Ein Brillantring, dessen länglich angeordnete Steine das erste Glied des kleinen Fingers zur Hälfte bedeckten, sah an ihrer Linken. Sie streckte den Finger und wies ihn mit leisem Lächeln der Frau Bang.

Die nickte nur. „Um . . .!“

Als nach dem Kaffee Sephi und Georg im Nebenzimmer waren, wo er ihr nun in ersten schwerflüssigen Worten von seiner bevorstehenden Reise und von dem Beruf und seiner Zukunft erzählte, und sie ihm von den Monaten berichtete, die hinter ihnen lagen, kamen die beiden Frauen auch auf die Zukunft zu sprechen.

„Ich bleibe noch zwei oder drei Tage hier in Wien,“ meinte Frau Gerold. „Natürlich komme ich in der Zeit noch einmal her . . . Aber es ist doch noch so viel zu besorgen — ich kann so wenig zu Hause sein, daß es besser ist, wenn das Kind jetzt schon bei Ihnen bleibt.“

Frau Bang schob ein paar Semmelkrumen auf dem Tischchen zusammen.

„Gut soll sie es haben bei mir . . . in der Hinsicht können Sie ruhig sein.“

„Das weiß ich.“ Frau Gerold sah wieder auf ihren Ring. Plötzlich seufzte sie. „Gut haben . . .“ sagte sie dann, und während sie voll aufblickte zu Georgs Mutter, meinte sie noch: „Frau Bang, mir ist's jetzt manchmal, als hätte ich den Wert von dem nie genug verstanden . . .“

„Nicht verstanden?“

„Vielleicht nicht genug gesehen.“ Sie wurde rot und zog die Oberlippe ein wenig hoch. Ein Zug von Verlegenheit trat in ihr Gesicht — beinahe schmerzlich sah es aus, wie sie nun wieder vor sich niederblickte und langsam sprach, daß ihr die Worte

zögernd von den Lippen rannen. „Mir geht's so seltsam mit Ihnen, Frau Bang — und mir ist's manchmal, als könnt' ich mit Ihnen — gerade mit Ihnen — über manches sprechen — und ich kann's dann doch nicht . . . Gut haben! — sehen Sie, das ist auch so etwas . . . Mein Gott — ich hab's ja immer gut gehabt im Leben — ich meine . . .“ Sie stockte. Ihre schönen Hände zitterten, wie sie nervös auf dem Tischtuch auf und nieder strich. Etwas Bekommenes, Gedrücktes war in ihr, das nach Worten suchte.

Frau Bang aber empfand, wie schon früher, wenn sie mit dieser Frau gesprochen hatte, wie die Gefühle für und wider in ihr kämpften.

„Wer wird sich solche Gedanken machen . . .“ sagte sie nur . . . „Wer wird so grübeln, Frau Gerold . . .“

Aber die andere schüttelte leise den Kopf mit dem schweren goldblonden Haar.

„Wie eine Angst, Frau Bang — wie eine Angst vor dem Leben kommt's jetzt manchmal über mich . . . Er ist ja gut — gewiß ist er gut — das weiß ich doch, dafür hab' ich doch Beweise — und doch . . .“

Frau Bang sah, wie die Frau sich quälte, und fand doch nicht den Mut, sie zu trösten. Wie eine Mauer stand es zwischen ihr und jener, und so hoch war diese Schranke nun mit einem Male wieder, daß nicht einmal ihr Mitleid sie überwinden konnte.

Lange schwiegen sie beide.

Dann aber warf Frau Gerold plötzlich den Kopf zurück, und ihr Ausdruck war verändert. „Ach — denken Sie nicht d'ran, an das, was ich gesagt habe, Frau Bang! Nervös bin ich — nervös sind wir beide — er und ich — das ist alles. 's ist ja kein Wunder! Die Trennung von Wien — und vom Kind doch vor allem — die neuen Verhältnisse, die vor mir liegen . . . und für ihn all die Sorgen mit seinem Geschäft, das er dort gründet. Schließlich kommt alles hundertmal besser, als man jetzt denkt!“

„Ich wünsch' es Ihnen,“ sagte Frau Marie Bang.

Aber das kam so versonnen, so schwerblütig heraus, daß Frau Gerold wiederum die leichte Stimmung nicht festhalten konnte.

Wie unter einem Druck ging das Gespräch weiter — über Georg, über Sephis Schulbesuch, über die Aussicht, das Kind in nicht zu ferner Zeit nachkommen zu lassen nach Triest, und derlei mehr.

Dann brach Frau Gerold auf. — Als sie Sephi zum Abschied küßte, standen ihr die Augen in Tränen. Gewiß, sie sah das Kind ja sicher noch einmal, ehe sie fuhr — aber ein Vorgeschnack der Trennung war es doch, und der ergriff die schöne Frau, daß ihr das Herz erbebt. Sie fühlte, daß sie an der Lebenswende stand. —

Und nun kamen für Georg jene Tage, deren Bild und Wesen sich tief, tief in seine Seele gruben, daß dann seine Erinnerung von ihnen zehrte durch Jahre.

Was anfangs noch an stiller Scheu, an Zagen und Bangigkeit zwischen ihm und Sephi gestanden hatte, das schwand mit jeder Stunde mehr dahin, und jene tiefe, innige Vertrautheit erblühte wieder, in der die beiden sich früher schon einmal gefunden hatten.

Unzertrennlich beinahe waren sie beieinander. Und seltsam war es: Georg empfand ihr Dasein gleich einer Befreiung seines Innern. Wohl wurde er rot und fühlte sein Erröten, wenn die Mutter in das dämmernde Zimmer trat und er mit Sephi in eifrigem Gespräch am Tisch saß, aber es war eine offene Freude dabei in ihm, sein voller Blick, der die Mutter traf, umschloß sie zugleich und zog sie mit hinein in das, was er empfand. Was er früher verborgen und ängstlich gehütet hatte, das tat sich auf vor Frau Marie Bang und sprach wortlos zu ihr aus den Knaben-Augen: Mutter, ich bin so glücklich . . .

Am dritten Tage nach Sephis Ankunft im Hause der Frau Bang, frühmorgens, kam eine Depesche an das Kind.

Sie war auf dem Bahnhof in Graz aufgegeben, und Frau Marie Bang schüttelte leise den Kopf, als sie das Telegramm dem Mädchen, das noch im Bett lag, in die Stube brachte. Aus Graz — sie wußte, was allein das bedeuten konnte, und wollte es doch nicht glauben, und konnte sich dem Zwang dieser Gewißheit doch nicht entziehen.

Aufrecht im Bett, mit zitternden Fingern öffnete Sephi das Papieriegel der Depesche.

Dann las sie. Hastend gingen die Augen des Kindes über die blauen Zeilen der Typenschrift, und das Papier zitterte stärker in den kleinen, schmalen Händen. Und als sie dann aufjah zu Frau Bang, da suchte es ihr um den Mund — nur einen Augenblick . . .

„Die Mama —“ sagte sie und wollte tapfer sein.

Aber es war stärker als sie. Die Stimme versagte ihr, ein Schluchzen kam ihr heiß aufquellend in die Kehle. Und sie schüttelte nur das Köpfchen und ließ sich in das Kissen sinken, barg das Gesicht und weinte leise, unaufhaltsam.

„Sephi, aber Sephi, was is' denn?“

Frau Bang beugte sich nieder über sie und umschlang den zarten, schmalen Körper mit beiden Armen.

„Kind — mein Kind, hörst du nicht, es fehlt ihr doch nichts, der Mama?“

Sie fühlte das schluchzende Schütteln, das durch die liebe Gestalt in ihren Armen ging. Sie hätte mit dem Kinde weinen können; sie wußte ja, was in dem armen kleinen Herzen aufschrie. Das war die Einsamkeit.

Frau Marie Bangs Hände griffen fest um das Kind. Sie soll fühlen, dachte sie, daß wir sie nicht lassen werden. Sie soll wissen, daß sie uns immer haben wird, mich und Georg!

Aber Sephi schluchzte weiter. Nur einmal langte die Hand nach der Depesche und schob sie Frau Bang zu, drängend und zögernd zugleich. Hingabe lag in dieser zitternd zagen Geste und Scham daneben, eine Scham, die für die Mutter litt, die das vermochte.

„Lesen soll ich?“ fragte Frau Bang.

Das Kind nickte, ohne das Köpfchen aus den Kissen zu heben.

Und Frau Marie Bang griff mit der Linken nach dem Blatt und las, während ihre freie Hand streichelnd über Sephis Schulter fuhr, und während ihr selbst die Zeilen vor den Augen schwammen:

„Liebste Sephi, ich mußte in Folge wichtiger Nachrichten schon gestern abend abreisen. Konnte Dich leider also nicht mehr sehen, was mir sehr schmerzlich. Bin heute abend Trieste. Schreibe mir bald, wie es geht. Ich küsse Dich, grüße Frau Bang.
Deine Mama.“

Also fort! Frau Gerold war abgereist, ohne ihr Kind noch einmal gesehen, ohne es zum Abschied noch einmal in den Armen gehalten zu haben.

Frau Bang sah vor sich hin und konnte es nicht fassen. Nur ihre Rechte strich immer noch über Sephis Schulter hin und dann über den zarten schmalen Körper, in dem der Schmerz so einsam rang.

Leise, mit einer Bewegung, die deutlich davon sprach, daß ihre Gedanken noch immer in der Ferne waren, schob Georgs Mutter das Blatt dann auf das Nachttischchen neben dem Bett.

Nun sah sie wieder auf das Kind hinunter, das schluchzend hier vor ihr lag, und der eine Satz aus der Depesche zog ihr immer wieder durch den Kopf, daß sie ihre Gedanken gar nicht davon lassen konnte:

„Bin heute abend Trieste — — Bin heute abend Trieste.“

Sie sah die Landkarte vor sich, die Karte aus Georgs Schulatlas, in die sie so oft mit ihrem Buben hineingesehen hatte, wenn er die Aufgaben für die Geographiestunden lernte, und die spannlange Strecke, die da trennend zwischen Wien

und Trieste lag, reckte sich und dehnte sich vor ihr zu einer auf immer scheidenden Ferne.

„Bin heute abend Trieste — —“

Da lag das Kind dieser Frau hier in Wien einsam, und keinen Menschen hatte es, außer ihr und Georg! Und die Mutter fuhr nach dem Süden — jede Sekunde trug sie weiter fort von dem Kind —

„Bin heute abend Trieste — —“

Frau Marie Bang sah die schöne Frau vor sich, wie sie sie erst vor wenigen Tagen gesehen hatte: in perlgrauem Kleide, duftig in ihrem Spitzenwerk und ihren Schleiern. Sie sah die Krone des vollen blonden Haares über dem wohlgepflegten Teint, sah die Augen mit ihrem Blick, der weich und doch so wenig warm und herzlich war, und die Hände — die schönen weichen Hände, an deren einem kleinen Finger ein seltsam geformter Brillantring saß. Und sie fühlte, daß die Gedanken dieser Frau, die nun wohl auf der Fahrt nach Trieste in den Polstern eines Coupés ruhte, nicht hier bei ihrem Kinde weilten, nein, daß die sehnüchsig und angstvoll zugleich vorauseilten nach dem Ziel des Zuges, voraus in eine fremde Zukunft, zu dem Mann, der sie so hart gerufen haben mochte, daß sie sich nicht getraute, auch nur die Zeit zu einem raschen Abschied von dem Kinde noch zu zögern.

Wieder tasteten Sephis Finger auf der Decke.

Frau Bang griff nach der kleinen Hand. „Kind, willst du etwas — die Depesche?“

Die Kleine schüttelte den Kopf. Aber sie hielt die rauhen Finger von Frau Marie Bang jetzt fest umgriffen. Mit keinem Blick sah sie nach der Depesche hin.

Dann schwiegen sie beide. — Auch das Schluchzen der Sephi hörte auf. Die wischte sich, während sie wieder aufsaß im Bett, die letzten Tränen von den Wangen und strich sich das Haar aus den Schläfen. Und wie sie so auf Frau Marie Bang blickte, schien es der mit einem Male, als hätte das Gesicht des Kindes einen so ernsten und bestimmten Ausdruck, wie sie ihn nie vorher bei ihm gesehen hatte. Beinahe hart waren die jungen schmalen Lippen geschlossen, und eine bewußte Entschlossenheit lag in den kurzen hastigen Bewegungen.

Da war es der Mutter Georgs, als müßte sie ein Wort für die Frau im enteulenden Zuge sprechen. Da kam ihr die Erkenntnis, daß in diesen Augenblicken hier in dem Kinderherzen etwas starb — und vielleicht schon gestorben war — was jener Frau das Höchste auf der Erde hätte bleiben sollen! Und alles, was an mütterlichem Mitgefühl Frau Bang erfüllte, das wallte auf und suchte nun in jähem Schrecken der Mutter Sephis zu erhalten, was sich noch retten lassen mochte. Sie fühlte selbst, daß ihr die Worte nicht aus tiefstem Herzen kamen, daß sie in ihrer Angst vielleicht auch gerade nach den nächsten Gründen griff, nicht nach den besten. Sie sah die Flammen, und sie wollte retten und war doch zu erregt zur Überlegung.

„Deine Mutter,“ sagte sie hastig, „die hat vielleicht ganz unvorbereitet in der Nacht fahren müssen — es ist vielleicht doch 'was geschehen, was ihre Fahrt gleich, ohne Aufschub nötig gemacht hat — — —“

Aber Sephi schüttelte den Kopf und sah Frau Bang so ernst in die Augen, daß diese schwieg und niederblickte. Es war eine Reife über dem Gesicht des Kindes, vor der es keine ausflüchtenden Worte gab.

„Er wird ihr geschrieben haben, daß sie gleich kommen soll — das glaube ich — — aber — —“

Sephi sprach den Satz nicht zu Ende, aber sie schlang plötzlich beide Arme um den Hals von Frau Marie Bang und drückte ihr Gesicht an deren Wange.

Und leise, zögernd, sagte sie nach einer Weile: „Zu dir — weißt' — zu dir möcht' ich Mutter' sagen — —“

Fester schlossen sich dabei die zarten Kinderarme um den Hals der Frau Bang. — — (Fortsetzung folgt.)

Eine Neuwerbung des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin. (Zu dem nebenstehenden Bild.) Das säulengeschmückte Haus auf der Museumsinsel, das im Oktober 1904 zur Erinnerung an den zweiten Kaiser den Namen „Kaiser Friedrich-Museum“ erhalten hat, ist wiederum durch eine Neuwerbung von hohem Wert bereichert worden. Ein Frauenporträt von Jan Cornelisz Berprond hat dort vor kurzem Aufstellung gefunden und lockt Laien und Kunstkenner an durch seine seltliche Schönheit. Alles atmet Ruhe, Frieden und Klarheit an diesem Bild, das stille, schon leise alternde Frauenantlitz, das schwarzseidene Gewand mit seinem vornehm wirkenden Spitzenaussatz und das witwenhafte Schnepfenhäubchen, das über der sinnenden Stirn liegt. Jan Berprond ward ums Jahr 1597 in Haarlem geboren und starb auch dort im Jahr 1662. Seine Ausbildung genoss er bei seinem Vater und im Atelier des großen Frans Hals, dessen würdiger Schüler er war. Im Jahre 1632 wurde Jan C. Berprond Mitglied der Gilde zu Haarlem, und die meisten seiner Werke, fünf Einzel- und zwei Gruppenbilder, bewahrt auch das Haarlemer Museum, während weitere Werke in den Galerien von Amsterdam, Berlin, München, Paris und St. Petersburg verstreut sind.

Der Allgemeine Deutsche Schulverein. „Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonniglich, so traut . . .“ Wir alle haben das schöne Lied einst gelernt, aber die wirtliche Bedeutung der geliebten Muttersprache, die ist uns allen erst viel später aufgegangen, die hat manch einer erst in der Fremde, weit über Meeren und Ländern, erfahren, wenn zum erstenmal wieder die vertrauten Laute ihn grüßten, ihm wie süßeste, heiligste Musik in den Ohren klangen. Die deutsche Sprache ist das Unterpfeiler der deutschen Macht. Wer in der Fremde an ihr festhält, seine Kinder die deutschen Worte lehrt, der ist der alten Heimat nicht verloren, der wirbt für sie, und deutsche Art und stekt den Machtbereich deutscher

Kultur und Sitte um einen Pfost weiter in den fremden Boden. Diese Erkenntnis hat vor nunmehr 25 Jahren den Allgemeinen Deutschen Schulverein geboren, der unermülich für die Erhaltung des Deutschtums gearbeitet, seine Auslandschulen immer weiter vorgehoben hat und ein festes starkes Bindeglied zwischen Heimat und Fremde geworden ist. Es sollte eine Ehrenpflicht jedes Deutschen sein, diesem Verein beizutreten und sich nach seinen Kräften an der Jubelwende zu beteiligen, die dem Verein aus Anlaß seines 25jährigen Jubiläums überwiesen werden wird. Der Schatzmeister des Schulvereins, Bankherr Henry Sawage, Berlin W., Taubenstraße 15, nimmt jeden Betrag dankbar entgegen, die Meldung zum Beitritt richtet man dort, wo keine Ortsgruppe besteht, an die Kanzlei des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W., Landgrafstraße 7.

Löwentransport auf einem Passagierdampfer. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Sie sind in wilder Erregung, die „Könige der Wüste“, die, hinter starken Eisengittern geborgen, der Dinge harren, die da kommen sollen. Förmig und drohend erheben sie die gewaltige Stimme, daß ein heimliches Grinsen die zahlreichen Zuschauer überläuft. Die Verladung der Raubtiere auf den großen Ozeandampfern lockt immer ganze Scharen Schaulustiger an, obgleich es in den Hafenstädten kein seltener Anblick ist, zu sehen, wie der Daken des großen Dampfrahns in den Eiserring der Käfige greift und die schwere Last spielend emporhebt, bis sie über dem für sie bestimmten Deckplatz schwebt. Dann heult sich der Arm des Riesen, der ein ganzes Heer arbeitender Menschlein erhebt, und der vor Angst und Wut bebende Masse des Käfigs schaut sich mißtraulich in der neuen Umgebung um. Er, der in Freiheit der Schreden aller dieser gaffenden, lachenden Passagiere wäre, der mit einem Schlage seiner Lage seinen Besitzer niederstreden könnte, muß sich der Klugheit, der Übermacht des Geistes fügen und sich verschiden



Bildnis einer Dame.

Gemälde von Jan C. Berprond.

Neuwerbung des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin.



Löwentransport auf einem Passagierdampfer.

lassen, wozu es dem Gebieter gefällt. Untere Abbildung stellt die fünf Löwen einer Tierbändigerin auf einem Überseedampfer dar.

Ludwigsburger Porzellan. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) In sechs Brunnengemächern des Residenzschlosses zu Stuttgart war im verflohenen Winter eine Ausstellung alten Ludwigsburger Porzellans zu sehen, die, eine der interessantesten ihrer Art, nicht nur um der Ausstellungsgegenstände selbst, sondern auch um des schönen, silbollen Rahmens willen, der sie umschloß, immer von neuem das Entzücken der zahlreichen Besucher erregte. Die von Karl Eugen, dem prachtliebenden Herzog, 1758 gegründete Ludwigsburger Porzellanmanufaktur gelangte wohl rasch zu hoher Blüte, besonders infolge der aus heimatischem Material glücklich hergestellten Porzellanmischung, geriet aber schon nach dem Tode Herzog Karls in Niedergang und konnte sich auch trotz eines nochmaligen kurzen Aufschwungs nicht lange mehr halten. 1824 erreichte das Institut sein Ende. Dank der Beistener öffentlicher



Franziska von Hohenheim.
Ludwigsburger Porzellan.

Sammlungen, die in lebenswürdigster Weise ihre Schätze hergegeben hatten, bot die Ausstellung einen fast vollständigen Überblick über die Entwicklung, Blüte- und Verfallzeit der Ludwigsburger Fabrik, mit besonderer Berücksichtigung dessen, was seinerzeit den Ruhm der Anstalt begründet hatte: die Gruppen und Figuren der vom Nolosio zum Klassizismus überleitenden sogenannten antifizierenden Richtung. Die prächtigen Gruppen der Leda, Artemisia, Ariadne des Gothaer Meisters Wilhelm Beyer, die „Chinoiserien“ der berühmten Solitude und eine feinstimmte Gruppe von unbelannter



Kaufladen.

Hand, angeblich Franziska von Hohenheim darstellend, fielen unter der großen Fülle des Schönen und Ein von der Ausstellung herausgegebenes Album zeigt die hervorragendsten Nummern in feiner Ausführung; auch unsere kleinen Bilder eines Kaufladens und eines Wingerfestes sind diesem Album entnommen.

Historisches Weibchenfest in Wien. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Am 20. und 21. Mai fand im sogenannten „Dreherpark“ zu Wien eine ganz eigenartige Veranstaltung statt, das „Weibchenfest“, eine Nachahmung des historischen Festes gleichen Namens, das einst unter den Babenbergern, besonders den Herzögen Albrecht dem Weisen und Otto dem Fröhlichen, in der Wienerstadt zur Verherrlichung des Frühlings gefeiert wurde. Herzog und Herzogin, Ritter und Edelknaben, Sänger und fahrende Schüler — all die bunten Gestalten jener romantischen Zeit — ordneten sich in festlichem Zug, um das erste im Freien erblühte Weibchen feierlich einzuholen, und das Volk freute sich des glänzenden Gepranges und gab in seinem Sonntagsstaat den schönsten Hintergrund für das malerische Treiben ab. Der festige Festzug hat jenem alten schönen Bild möglichst getreu entsprochen, die Kostüme der mehr als 400 Mitwirkenden waren streng nach den historischen Studien des Vereinsmitgliedes

Wahrheit zur Geltung der Gesangenen auf König Christian II. von Dänemark, der nach acht- undzwanzigjähriger Gefangenschaft auf dem Schlosse Kallundborg im Jahre 1559 starb, des öden Nerkers Längeweile. Sie war so zahm geworden, daß sie auf seinen Ruf aus ihrem Neste hervorkam. Es soll aber auch musikalisch veranlagte Spinnen gegeben haben. Das will Bettina Brentano beobachtet haben. Eine Zeitlang wäre, sobald sie die Saiten ihrer Gitarre berührt hatte, eine Spinne in ihre Nähe gekommen und hätte sogar beim Wechsel der Akkorde verschiedene Stellungen eingenommen.

Der Geigenkönig Paganini soll ähnliches erlebt haben. Eine Spinne schloß mit ihm Freundschaft, sie lauschte gern seinem Spiel und setzte sich sogar öfters auf seine Schulter,

Longo angefertigt, und das von Richard Ritter v. Kralik verfaßte Festspiel „Das Weibchenfest zu Wien“ ist unter der Leitung des Oberregisseurs Naxler und des Tanzmeisters der Wiener Hofoper Godlewsky sorgfältig einstudiert worden. Veranstalter des Weibchenfestes ist die unter dem Namen „Deutsche Heimat“ wirkende Gesellschaft zur Förderung historischer und kulturhistorischer Bestrebungen in Deutsch-Osterreich, die unter dem Vorsitz des k. k. Finanzkonzipisten Dr. Eduard Stepan ein aus nicht weniger als 700 Personen bestehendes Festkomitee gebildet hat. Die hervorragendsten Wiener Künstler, Gelehrten und Schriftsteller haben ihre Kräfte in den Dienst der Sache gestellt.

Hört die Spinne? In den Geschichten der menschlichen Schicksale haben die Spinnen manchmal eine wichtige Rolle gespielt. Leider wird darüber in Legenden und Anekdoten berichtet, in denen die Dichtung mehr als die



Wingerfest.

Häufig tritt die Spinne als Trösterin Eine Hausspinne vertrieb dem unglücklichen

erlebt haben. Eine Spinne lauschte gern seinem Spiel und setzte sich sogar öfters auf seine Schulter, wenn er die Geige strich. Zu Beethovens Freude soll eine Spinne andächtig gelauscht haben, so oft er die Geige spielte. Eines Tages wurde das Tier getötet, und der große Tonmeister wurde davon so schmerzlich berührt, daß er lange die Geige nicht anrührte. Trotz dieser und ähnlicher Belege zweifeln doch verschiedene Naturforscher daran, daß die Spinnen überhaupt hören. Neuerdings wollte Fräulein Fritschel in Amerika die Frage auf dem Wege eines Experiments entscheiden. Sie setzte verschiedene Spinnen in kleine Kästchen, die sie auf einem Holzstäbchen in einem mit Wasser gefüllten Behälter schwimmen ließ, um mechanische Erschütterungen des Kästchens möglichst auszuschalten. Hieraus wurden verschiedenartige Töne erzeugt und die Spinnen beobachtet; doch die Spinnen wurden dadurch in ihrem Benehmen gar nicht beeinflusst. Daraus könnte man sehr gut schließen, daß die Spinnen überhaupt nicht hören und alle jene schönen Erzählungen darüber in das Reich der Fabel zu verweisen sind. Es wäre aber sehr ungerecht auf Grund einer Zeugenaussage die Spinnen aburteilen zu wollen; vielleicht finden sich hier und da Tierfreunde, die diese Versuche einmal wiederholen.



Der Bettelbogi und seine Frau.
Vom historischen Weibchenfest in Wien.

Dank und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Angeigentel verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Osterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Birth in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.